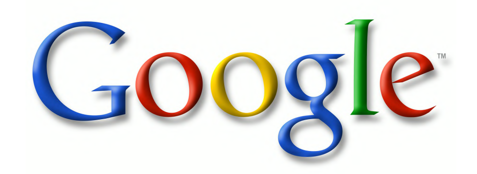




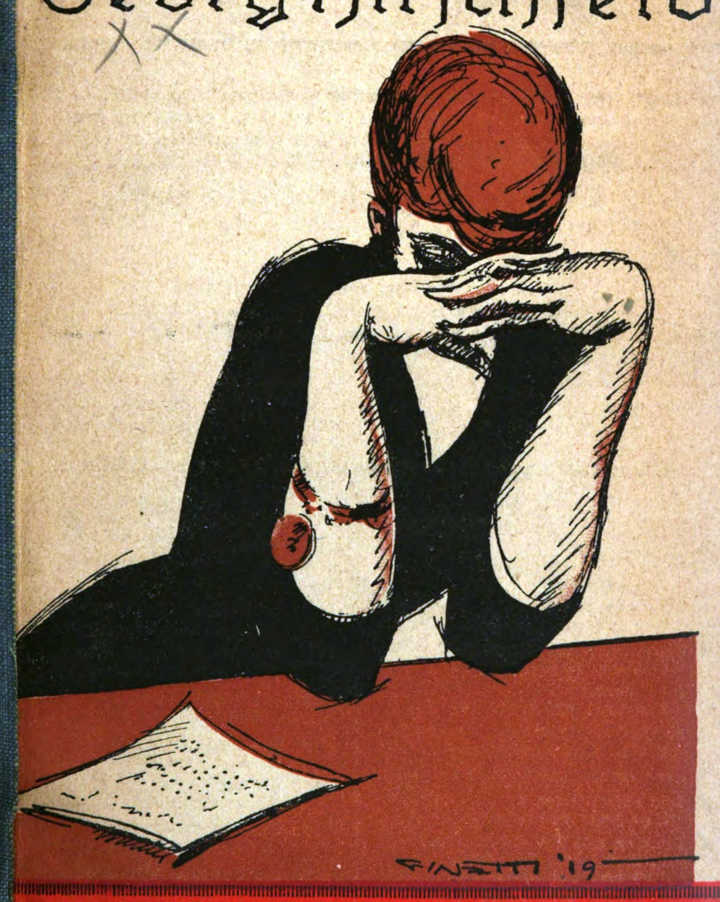
Hirschfeld

DIE PHANTASIEBRAUT



ie Phantasiebraut

r Georg Hirschfeld

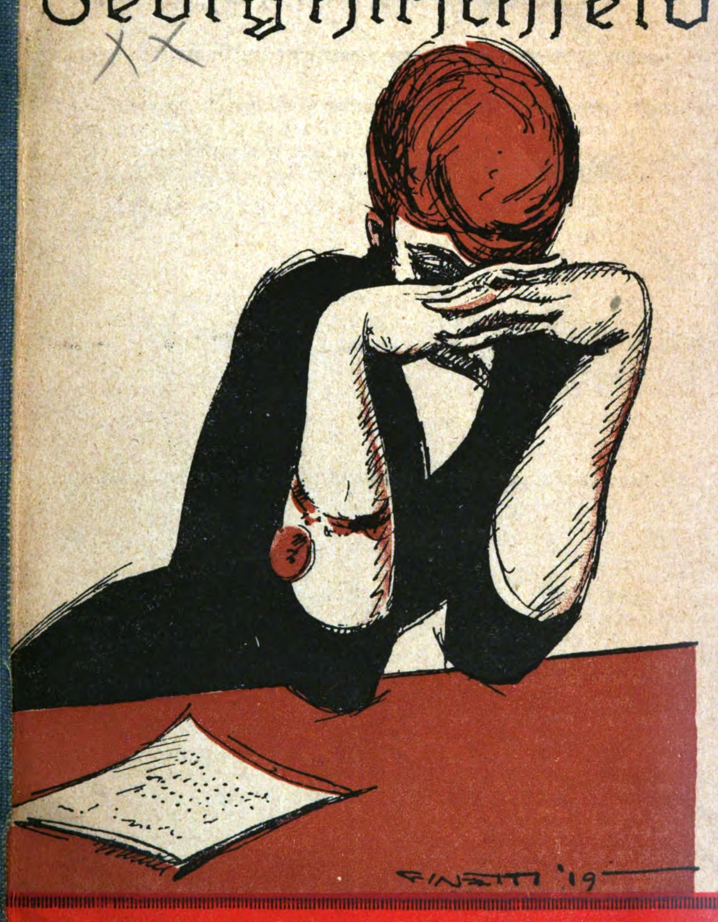


Engelhorns Roman-Bibliothek

34. Jahrgang Band 19

ie Phantasiebraut

r Georg Hirschfeld



ngelhorns Roman-Bibliothek

34. Jahrgang Band 19

Engelhorns Roman-Biblioth

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller V

Preis jedes Bandes broschiert M. 1.20, Doppelband M. 2.4

Das erneute sprunghafte Steigen der gesamten Herstellungskosten nötigt uns leid
Ladenpreis von Engelhorns Romanbibliothek für alle Bände, soweit si
haupt noch zu haben sind oder demnächst neu gedruckt werden können, bis auf weite

M. 1.20 für den broschierten Band
M. 1.50 für den gebundenen Band

festzusetzen.

Da uns die durch den Rohstoffmangel entstandene schwierige Lage außer stan
die gebundene Ausgabe weiterhin in der Qualität herzustellen, wie sie das Publiku
uns gewöhnt ist und verlangen kann, werden die neuerscheinenden Bände
34. Jahrgang an) bis auf weiteres nur broschiert ausgegeben. Früher ersch
Bände werden, so lange die Verhältnisse es gestatten, auch fernerhin broschiert und
den geliefert.

Der Ve

Einunddreißigster Jahrgang

1/2. **Die indische Tänzerin.** Von Paul Oskar Höcker.

3. **Glück und Segen.** Von Ada von Gersdorff.

4. **Der grüne Götze.** Von F. A. Kummer. Aus dem Amerikanischen.

5/6. **Peter Karn.** Von Ernst von Wolzogen.

7. **Milchen, Malchen und die Glaser-vante.** Von Else Franken.

8. **Der Presseball.** Von Georg Wasner.

9/10. **Aus tiefem Schacht.** Von Fedor von Zobeltitz.

11. **Petersen und ihre Schwestern.** Von Ingeborg Vollquartz. Aus dem Dänischen.

12. **Mit Weinlaub im Haar.** Von Richard Voß.

13/14. **Der Schatten.** Von Kurt Aram.

15. **Das allzu gute Herz.** Von Marie Diers.

16. **Die Geschichte von Herrn Steinh Uhr.** Von Max Dürr.

17/18. **Das Allerheiligste.** Von B. K Aus dem Amerikanischen.

19. **Die Wolfsjägerin.** Von Marianne Mewis.

20. **Das junge Geschlecht.** Von Helene Raff.

21/22. **Die Könige und die Kärrner.** Von Carry Brachvogel.

23. **Das verborgene Land.** Von Erik Hansen. Aus dem Dän

24. **Die Spionin.** Von Adolf Gerst

25/26. **Feine Fäden.** Von E. Balmer und W. M. H Aus dem Amerikanischen.

Fortsetzung siehe 3. Seite des U

Die Phantasiebraut

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



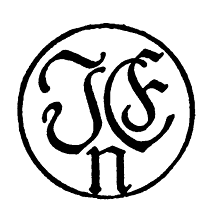
Band 19

Vierunddreißigster Jahrgang

Die Phantasiebraut

Von

Georg Hirschfeld



Stuttgart 1919
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgar

1

Die Verlobung

„Waren Sie schon mal in Ölste?"

Mit dieser Frage pflegte der Baumeister Fritz Kregenow seine großstädtischen Geschäftsfreunde in Berlin zu überraschen. Der beleibte, immer etwas kurzatmige Mann fragte es mit dem pfiffigen Lächeln der Siegesgewißheit. Er war ein Verehrer der Reichshauptstadt — hier war das Ziel seines alle zwei Monate erwachenden Reisedranges, hier erholte er sich von seiner Vaterstadt. Dennoch unterließ er es keinen Tag, für diese Propaganda zu machen. Er war sicher, daß ihn die Geschäftsfreunde, was Ölste betraf, mit ihrer Erfahrung nicht „zudecken" konnten. Nach Ölste kamen sie nicht. In Ölste verkehrten nur ganz bestimmte Reisende, die es unbedingt nötig hatten. Es hing von Fabrikationszweigen ab, die Ölster Spezialität waren. So brauchte Fritz Kregenow sich nicht zu ducken. Er konnte den Berlinern mit freier Begeisterung das Bild seiner Heimat malen.

Eigentlich entfachte er, der auf Reisen überhaupt viel jugendlicher war als daheim, ein längst verkohltes Feuer. Vor Jahren, als er noch liberaler Parteimann gewesen, schlank, begabt und idealistisch, war ihm Ölstes Entwicklung Herzenssache. Da hatte er dafür gearbeitet und war ein angesehener, wohlhabender Mann unter seinen Mitbürgern geworden. Dann aber, je länger seine Ehe mit Emilie Zimmermann gedauert,

hatte er sich allmählich nicht mehr angestrengt, hat gelernt, daß dem lieben Gelde doch alles nachjag und hatte Häuser gebaut, Häuser neben Häuser wie sie eben nach Olste paßten. Sein Innendase aber hielt sich, dem Kohlenstaube der Fabriksta trotzend, an den Alkohol. Der Wein wurde Fritz Kreg nows gut-böser Geist, mehr, als die Leute wußte Er kam als Fünfziger allmählich dazu, das Kapit seiner Kraft auszutrinken. Emilie, der geborene Zimmermann, war es nicht gegeben, ihn auf de nüchternen Erfolgsweg der Jugend zurückzuführe Sie hatte zu lange geglaubt, daß es so kommen müs bei einem echten Olsterer. Zahlreiche Beispiele be herrschten ihren Kopf — sie schimpfte und klagte nu ein bißchen, sie fürchtete auch den alkoholischen Zor des Gatten. Im übrigen baute sie auf sein Ansehe in der Stadt und seinen gleichmäßigen Fleiß, b Kregenows erster Schlaganfall ihr sorgenvollere Stun den bereitete.

Dennoch — wenn nun auch seine rechte Hand nu mühsam den Zeichenstift führte, es reichte immer noch Häuser zu entwerfen, wie sie nach Olste paßten. Her Kringler, sein Faktotum, machte dann das Praktische So brauchte man sich auch mit den Problemen de Neuzeit nicht anzustrengen. Die rüttelte imme lästiger gerade an der Architektur — dabei wollte do das Publikum gewiß nichts anderes, als das bewährt Alte. Man tat als älterer, gefestigter Mann am besten sich von all dem modernen Schmutz zurückzuziehen Man mußte einen weiten Bogen um dieses Gesinde machen, besonders wenn man im eigenen Hause sein Gift verspürte. Das tat Fritz Kregenow nämlich und das war seines künftigen Sarges erster Nagel. Dagegen vor allem half ihm der Sorgenbrecher Wein.

Sein Unglück war am besten damit zu bezeichnen, daß er in dieser Zeit zwischen den Vätern von Olste allein stand. Der große Krieg, der nun schon länger als ein Jahr wütete, hatte im Kampf der Generationen doch Wandel geschaffen. Ein neuer Idealismus vereinigte alt und jung — in jedem Hause versöhnte die gemeinsame Sache vererbte Gegensätze. Aber das war nur der Fall, wo Söhne vorhanden waren. Emilie Zimmermann hatte Fritz Kregenow leider nur Töchter geschenkt. Da rauschte das Stärkste der Zeit an den Interessen der Familie vorbei. Besondere Töchter gab es ja jetzt auch in Olste, mit jenem barmherzigen Selbständigkeitsdrange, den die Kriegszeit auch im weiblichen Geschlecht geweckt hatte. Aber solche besonderen Töchter waren die Kregenowschen nicht. Wenigstens die beiden jüngeren, Paula und Lottchen, erwiesen sich als die rechten Mittelstandsmädchen, blond und frisch und hübsch. Henny, die Älteste, dagegen hatte freilich eine Besonderheit, die sich aber nur im Familienkreise entfaltete und einen inneren Krieg entfachte, während draußen der große war.

Diese Tochter drückte auf Fritz Kregenows häusliches Glück. In zarterem Alter lange krank gewesen, war Henny ein verwöhntes Sorgenkind geworden und erschwerte diese Stellung in der Familie noch dadurch, daß es ihr in keiner Weise gegeben war, Liebe zu erwidern. Weder ihr Gemüt, noch ihr Äußeres taugten dazu. Ihr Körper war nach den Entwicklungsjahren ganz gesund geworden und erinnerte, wie sie aus einer antiken Baustilkunde ihres Vaters wußte, an klassische Vorbilder. Doch umso unerfreulicher hatte sich ihr Gesicht entwickelt. Alle widerstreitenden Gegensätze vergangener Generationen vereinigten sich darin zur Disharmonie. Wenn das starke, braune Haar

der Kregenows eben einen Reiz bedeutete, verdarb die kantige Stirn der Zimmermanns ihn wieder. Die Nase verstärkte die Kregenowsche Neigung zum Breiten und Platten. Die Augen hatten den Glanz von Großmutter Zimmermanns Augen, aber sie waren sehr kurzsichtig. Der Mund war vollends nicht schön zu nennen, obwohl er die besten Zähne hatte.

Sie wußte von ihrer Häßlichkeit. Aber indem sie sich mit den Schwestern bitter verglich, wurde ihr auch die Überlegenheit ihres vom Vater ererbten Verstandes klar. Sie war eine echte Kregenow. Obwohl eine unglückliche Schulzeit hinter ihr lag, hatte sie viel gelernt. Es blieb ihr sogar der gute Drang, sich geistig zu vervollkommnen, ihre äußeren Mängel durch innere Überlegenheit auszugleichen. Aber man hatte sie auch hieran, wie an jeder besseren Entwicklung, gehindert. Man machte es ihr von vornherein klar, daß sie keineswegs die Ansprüche an das Leben zu stellen hatte, wie ihre von der Natur begünstigten Schwestern. Anstatt ihren Hauptwunsch zu erfüllen und sie im Weltstadtleben von Berlin auf anständige Weise versorgt zu wissen, vermauerte man ihr alle Ausgänge und wollte lieber daheim unter ihr leiden, als ihr die Ansprüche glücklicher Menschen zugestehen.

Der Horizont von Ölste war eng. Wer nach den überlieferten Maßstäben nichts zu hoffen hatte, mußte mit dem Durchgefüttertwerden zufrieden sein. So war es stets in „guten Familien" gewesen — warum sollten die Kregenows eine Ausnahme machen? Dennoch hatte der Vater es sich selbst zuzuschreiben, wenn das allgemeine Lebensprinzip in seinem Hause zu einem andern Ergebnis führte. Er war im Grunde schwach gegen Hennys zähe Stärke. Im Dunkel seiner Weinschwere trug er ein schlechtes Gewissen diesem Kinde

iegenüber. Sie war ihm in vielem so ähnlich, und jedoch . . . Ja, wenn es wenigstens ein Junge gewesen wäre! So aber lastete alles auf ihr, was in seinem Leben mißraten und ungesund war.

In einer jener gefährlichen Stunden, die dem Familienvater vortäuscht, Machtworte zu sprechen, war Fritz Kregenow eine Äußerung entfahren, die ihm wie eine Kugel am Fuß hing. Das beliebteste Thema olsterer Familiengespräche war beim Mittagessen erörtert worden, die Heiratsfrage höherer Töchter. Da hatte Fritz Kregenow mit der Faust auf den Tisch eschlagen und gerufen: „Bei mir heiratet die Älteste uerst!“ Die nächste Wirkung dieser Worte focht ihn icht an — natürlich sprang Paula, die Zweite, auf ind lief aus dem Zimmer, ohne die Zurückbleibenden m Zweifel zu lassen, daß sie sich draußen tüchtig ausjeulte. Außerdem war Emilie ihrem Gatten ernstlich öse. Das hing mit Plänen von Mutter und Tochter usammen, die der Vater kannte und durchaus nicht verwarf. Aber die seltsame, verheimlichte und doch tarke Beziehung zu Henny hinderte ihn, nach seinem Vorteil zu sprechen. Er glaubte, der „armen Großen“ eine Genugtuung schuldig zu sein. Paula und Lottchen gingen schon ihre Wege, die hübschen Frauenzimmer. Aber Henny brauchte eine schöne Täuschung. Darum hatte Vater Kregenow ihr nach dem Munde geredet. „Bei mir heiratet die Älteste zuerst“ — das war sehr gut gemeint, aber woher sollte für Henny ein Bewerber kommen?

Zu ihrem Glück — so fühlte Henny — konnte sie mit unbefangenem Trotz an dem Ausspruch des Vaters festhalten. Niemand im Hause wußte, daß ein Bewerber, der ihn wahr gemacht hätte, schon schnöde ein Haus weiter gegangen war. Bewerber? Ja, nach

Hennys Überzeugung war Hubert von Wunsied[el]
königlicher Regierungsassessor und Leutnant der R[e-]
serve, so etwas gewesen. Von bitterer Wehmut un[d]
zorniger Rachsucht hin und her geworfen, mußte s[ie]
immer wieder daran denken, was für einen Eindru[ck]
diese Verlobung in Olste gemacht hätte, wie zufried[en]
Vater und Mutter damit gewesen wären. War sie nic[ht]
zu den bestimmtesten Erwartungen berechtigt, wenn e[r]
ihr beim Vereinskonzert vor allen Leuten zur Gard[e-]
robe verholfen, und, was notorisch war, zum Buch[-]
händler Kugler gesagt hatte: „Eigentlich traurig —
die Henny Kregenow hat ein Gesicht, das den Körpe[r]
nicht ahnen läßt?" Eigentlich nannte er e[s]
traurig — so war es eben doch nicht ganz traurig fü[r]
ihn. Henny hatte gejauchzt — solcher Mann, solche[r]
Kenner — ja, der wußte, woran die blöde Welt vor[-]
überging. Der hatte ihre Gestalt mit einem Bli[ck]
taxiert.

Doch bevor die Macht ihrer verborgenen Schönheit
auf ihn wirken konnte, war er schon dem Mammon
verfallen. Henny wußte es genau: er hatte sich über
ihren Vater erkundigt — gewisse Schnüffler und Neider
waren am Werk gewesen, ihm die Vermögenslage Fritz
Kregenows sehr ungünstig zu schildern. Eisige Ent-
täuschung umwehte nun seinen Gruß (der Hut kam
nur bis zur Schulterhöhe) — neben den Kregenows
aber wohnte Doktor Francke, ihr Hausarzt, Doktor
Johannes Francke, der eine geborene Jungnickel ge-
heiratet hatte, aus einem der reichsten Fabrikanten-
häuser der Stadt. Natürlich — zu Elsbeth Francke
führte Herrn von Wunsiedels Weg. Das bleichsüchtige
Töchterchen, dessen Körperhaut, wie man vom Schwim-
men wußte, durchaus nicht dem glatten Gesicht entsprach,
siegte über Henny Kregenow. Da wurde für den Herrn

Regierungsassessor alles „harmonisch“. Er fand das Nest, das er gesucht hatte.

Aber, wie gesagt — zum Glück war Hennys Enttäuschung an den Ihrigen unbemerkt vorübergegangen. Hennys tiefe Reizbarkeit wäre Spöttern gegenüber zu einer Katastrophe fähig gewesen. Sie kannte die gefährlichen Möglichkeiten ihrer Natur. Der Bauernzorn der Vorfahren, der hinschlug, wo er traf, war ihr vererbt. Der Vater wußte das und hielt Erregungen von ihr fern. Aber dann war er noch weiter gegangen, Gott sei Dank. Sein Wort „bei mir heiratet die Älteste zuerst“ war ausgesprochen — niemand konnte daran rütteln. Immer wieder führte Henny es im Munde und trieb so ein wohltuendes Rachespiel Paula gegenüber. Paula mußte auf sie warten, und das mochte ihr schwer werden. War es nicht sicher, daß sie sich mit Heinrich Theodor Locke verlobt hatte? Beim Stiftungsfest der Loge „Eintracht und Beharrlichkeit“? Noch dazu mit Heinrich Theodor Locke, der, insgeheim ein Drückeberger, vom Gummiwerk „Rhenania“ reklamiert worden war? Ihrer baldigen Heirat hätte nichts im Wege gestanden.

Genug — Henny trug ihren Gram allein. Sie konnte sich mit jener Menschenverachtung umgürten, die bei allem Unangenehmen auch wohltätig war. Die Hauptsache blieb, sich über die Mitmenschen erhaben fühlen zu können. Das ging auf der Straße, wo man sich für Henny Kregenow wenig interessierte und ihr Wesen bei vorbestimmten alten Jungfern nicht anders erwartete. Daheim aber wurde es immer schwieriger. Am meisten Geduld hatten die Mutter und Paula mit Henny. Jene, weil die Älteste immer ihr Sorgenkind gewesen — diese, weil sie, ohne besondere Geistesgaben, ein mitleidiges Herz hatte. Paula wußte, was

sie an ihrem geheimen Liebesglück besaß. Sie bemühte sich, Hennys Bitterkeit zu lindern, ihr mindestens nichts nachzutragen. Anders Lottchen. Die war ebenso ungestüm wie Henny und verwarf Paulas Sanftmut. Mit Hennys „Tragik" entschuldigte sie nichts. Sie behauptete vielmehr, daß es, ob schön oder häßlich, einzig auf den anständigen Charakter ankomme. Dagegen ließ sich nichts einwenden.

So stießen denn die Älteste und die Jüngste oft zusammen. Es war kein Wunder, daß die Stammtischabende im „Blauen Hecht" allmählich des Baumeisters Woche füllten. Immer mühsamer polternd, immer später hörte man ihn heimkommen. Es geschah zuweilen, daß Emilie mit Hennys Hilfe den Vater von der Treppe aufs Bett spedieren mußte.

An einem stürmischen Märztage aber geschah etwas, was an sich einer der wenigen reinen Glücksfälle der Familie war. Heinrich Theodor Locke erschien im Hause Kregenow, seinem Besuch von vornherein durch Zylinderhut, Gehrock und gelbe Glacéhandschuhe feierliches Gepräge gebend. Er kam zu keinem geringeren Zweck, als um Paula anzuhalten. Die Eltern zeigten sich, obwohl sie diesen Schritt seit Monaten kommen sahen, tief bewegt. Die Bewerbung Heinrich Theodor Lockes war wirklich ein Glücksfall. Rechnete man alles zusammen — das noch feste Ansehen des Baumeisters in Ölste, die wirklich gute, seit einhundertfünfzig Jahren in der Stadt ansässige Familie seiner Frau, außerdem die hübsche Gesundheit Paulas und ihre freundliche Bescheidenheit, so hatte Heinrich Theodor Locke doch mehr zu beanspruchen, zumal einem tüchtigen Kaufmann, wie ihm, die pekuniäre Lage des Baumeisters sicher klar vor Augen stand. Nein, Eltern, die sich nichts vormachen wollten, mußten zugestehen, daß sein eigentlicher Be-

Beweggrund doch nur ein idealer sein konnte. Es stand fest, und weil er bei steigendem Gehalt nebst Provision in wahrhaft gesicherter Lebensstellung war, konnte man sich um so mehr daran freuen: er liebte Paula. Ein Mann der romantischen Schwärmerei war Heinrich Theodor Locke nicht. Dagegen sprachen schon seine harten, forschenden Augen, der sauber gescheitelte Blondkopf und der hochgedrehte Schnurrbart. Er hatte eher immer etwas Soldatisches gehabt. Erst seit dem Kriege verlor er es aus Haltung und Stimme, seitdem das Gummiwerk „Rhenania" ihn vom Heeresdienst reklamiert hatte. Jedenfalls war er ein Mann, der wußte, was er wollte, und das war in dieser Zeit die Hauptsache.

So gab es, als man den glücklich verabschiedeten Besuch aus der Mummelstraße (hier lag das Kregenowsche Haus) in die Bäckergasse einbiegen sah, eine reine Feierstunde in der Familie. Henny war selbstverständlich nicht anwesend. Henny war bei ihrer Gesanglehrerin. Man trat von den Fenstern fort, man ließ sich behaglich am Kaffeetisch nieder. Der war immer wie an Feiertagen gedeckt. Auf der Kregenowschen Tafel durfte auch zur Kriegszeit nichts fehlen. Immer erfreuten zwei verschiedene Kuchen, von Emilie gebacken, das Auge. Sehr lebhaft wurden — vorausgesetzt, daß Henny nicht anwesend war — die Gespräche am Kregenowschen Tische nie. Man erfüllte den Hauptzweck mit einer Beherrschung der Materie, die kein Gast nachmachte — man pamfte, man kam zu seinem ganzen Magenrecht, ohne den Nachbar zu beeinträchtigen.

Mit geröteten Mienen saß die Familie da; Paula, die glückliche Braut, tat mit. Eine wohlige, etwas muffige Wärme herrschte im Zimmer. Alles war

ein bißchen feierlich vom goldenen Nachmittagslicht begläntzt — die steiflehnigen Renaissancemöbel mit den türkisch gemusterten Polstern, die Bilder, die alle „Pendants“ waren, bis auf eine Öldrucknixe, die zwischen bronzierten Gipsbüsten von Hindenburg und dem Kaiser hing. Das Licht aber kam, gelb reflektiert, durch die herabgelassenen Rollgardinen, die in einer Front von vier Fenstern stets das gleiche Muster zeigten: nach einem Gemälde von Gustav Richter war die Königin Luise hineingewebt, wie sie holdselig mit ihren prinzlichen Knaben die Treppe niederstieg. Viermal nebeneinander sah man sie auf den Gardinen die Treppe niedersteigen.

Nach der dritten Tasse richtete Vater Kregenow sich auf und sprach: „Ein famoser Mensch. Am liebsten hätt' ich ihn gleich zum Kaffee dabehalten. Aber das is es eben: er hatte nur soviel Zeit, um seinen Zweck zu erledigen — dann mußte er gleich wieder ins Kontor.“

Emilie schnaufte nach ihrer Gewohnheit erst, bevor sie sich äußerte, dann sagte sie klönend: „An dem könnte sich mancher — an dem könnte sich mancher Mann 'n Beispiel nehmen.“

Ein Seitenblick aus ihren kleinen Augen traf den Gatten. Beide Eltern richteten ihre Worte aber an Paula, als ob sie sie ihres Bräutigams wegen beständig loben wollten. Paula lauschte beglückt. Nur daß der Vater Heinrich Theodors Antrag die Erledigung eines Zwecks genannt, war ihr nicht recht. Jetzt fuhr er gar noch fort: „Na, Alte, i ch konnte mir damals Zeit lassen. Wie ich wegen deiner zu Mutter selig kam, da ließ sie mich zwei Stunden nicht los, bis ich meine gesamten Verhältnisse ausgeklaubt und auf Eid genommen hatte.“

Emilie schnaufte: „Laß doch Mutter! Mutter

r eben 'ne gewissenhafte Frau! Freilich — in die
kunft gucken konnte sie auch nicht!"

Fritz Kregenow sah rasch und stechend auf seine rau — dann erwiderte er gelassen: „Na, gib mir al den Pflaumenkuchen daraufhin!"

Lottchen hatte inzwischen den materiellen Teil er- digt und wandte sich nun um so nachdrücklicher dem ellen zu. Sie verurteilte die Redeweise ihrer Eltern dieser Stunde. Sie zeigte möglichst deutlich, daß allein den gehobenen Seelenzustand einer Braut griff. Indem sie ihr Stumpfnäschen hob, sah sie it ernsten Augen auf die Schwester und verschränkte re hübschen Arme.

„Also, was soll nu werden!" polterte jetzt Fritz regenow, nachdem er den zweiten Allasch gekippt. Die Sache is nu endlich im reinen! Da bin ich auch afür, daß bald Hochzeit gemacht wird!"

Erstaunt sah er auf seine Familie. Alle waren von inen Worten überrascht — das war gewiß. Doch in en Mienen aller lag auch ein Erschrecken, ein neuer, efährlicher Gedanke, der bei jedem verschieden auf- rat und nirgends zu dem Glücksgefühl der Stunde aßte. Emilie hielt wie ein Kind die feiste Arbeitshand n den Mund. Lottchens dunkle Augen leuchteten berlegen, als dächte sie: „Na, du vergißt wieder die auptsache!" Paulas blauer Blick aber wurde schwer nd feucht. Sie duckte sich etwas, als spürte sie mit angem Grauen unsichtbare Schläge.

„Was habt ihr denn?" fragte der Vater. Dann ußte er es schon.

Lottchen, die freche Krabbe, sprach es natürlich aus: „Mach bloß nicht die Rechnung ohne den Wirt, Vater! Du weißt doch, was du mal gesagt hast!"

„Blödsinn! Was hab' ich gesagt?"

„Na, das hat man doch hier fast jeden Tag gehör Du weißt schon, von wem! ‚Bei mir heiratet d Älteste zuerst‘!“

Jetzt brach Paula in Tränen aus. „Pfui, Lott Das ist schlecht von dir!“

Der Backfisch griff in echter Erregung nach ihr Hand. „Schlecht? Schlecht?! Wie kannst du d sagen? Weißt du denn nicht, wie ich zu dir stehe? I will nur, daß wir uns vor Illusionen hüten!“

Emilie senkte den Kopf. „Ja, ja, Fritze — d haben wir noch gar nicht recht bedacht. Sie wird keinesfalls erlauben.“

„Erlauben? Was? Gibt es hier jemand, der drei zureden hat, wenn der Vater ...“

„Na, Fritze — warum tuste denn so? Du weiß schon, wie Henny sich auf dein Wort verläßt. Sie nu mal so. Gott, Paula, heul doch nicht — du weiß es ja auch.“

„Handelt es sich um Henny, Mutter?!“ So brac es unter strömenden Tränen aus Paula hervor.

„Empörend find' ich das! Empörend!“ rief Lottchen „Sowas überhaupt noch ernst zu nehmen, wenn di Ereignisse stärker sind als der elende Neid! Ja, Neid gemeiner, liebloser Neid!“ Lottchens Temperamen ging durch. Sie schmiß ihre Serviette auf den Pflaumen kuchen.

„Mäßige dich, du!“ fuhr die Mutter sie an. „Nim sofort die Serviette vom Kuchen 'runter!“

Der Vater war betroffen. Ärger schüttelte ihn über Lottchen zumeist, aber er gedachte seines voreilige Grundsatzes. Hennys Bild wurde ihm wieder gan deutlich. Deshalb konnte er nicht aufbegehren und strafte Lottchen nur mit einem grimmigen Blick. „D hast überhaupt nichts zu sagen. Du hast den Schnabe

u halten, verstehst du? Und das zunächst mal: Bei er armen Henny ist es kein Neid ...“

„Die arme Henny!“ wagte Lottchen höhnisch zu opieren.

„Ja, du Quatschliese! Was verstehst denn du da-on? Du solltest dir lieber ein Beispiel an deiner Schwester nehmen! Ich meine, was sie gelernt hat, und wie sie sich ehrlich bemüht —“

„Na, Vaterling! Alles kannste von mir verlangen, loß nich, daß ich mir an Henny ein Beispiel nehme!“

„Sei jetzt stille, Lotte!“ entschied die Mutter. „Wir dürfen keine Zeit verlieren! Henny kann jeden Augenblick aus der Gesangstunde kommen! Gott im Himmel, was wird die bloß sagen!“

„Wird sie gefragt?!“ Lottchen rief es hoch und pitz. Dann sprang sie auf und verließ das Zimmer

„Manieren sind das,“ brummte Vater Kregenow, aber man sah ihm an, daß er ratlos wurde.

Paula stand auf und näherte sich ihm. Mit banger Bitte umschlang sie seinen Hals. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. „Vati — ich bitte dich — du kannst dir doch denken, wie mir zumut ist ... das ist ja ganz schrecklich ... kämpfen mit Henny um sowas — das kann ich nicht ... Ich versteh' sie ja ... sie tut mir ja auch leid ... aber sie muß doch endlich einsehen ...!“

„Einsehen, Kind? Da mach dir keine Illusionen. Das sitzt zu tief bei ihr — das sitzt sehr tief ...“

Paula stampfte jetzt trotzig mit dem Fuß auf. Sie ließ ihren Vater los. „Aber das ist ja lächerlich! Du kannst dich doch ihr gegenüber nicht verantwortlicher fühlen, als mir gegenüber! Weil du mal übereilt — ja, sei nicht böse, Vater, es war übereilt — du weißt es ja selbst! Soll ich mein ganzes Glück — soll ich mein Leben vertrauern, bloß weil Henny —!

übrigens, da kennt ihr Heinz Theodor schlecht! Heinz Theodor schiert sich den Teufel um solchen bösen Drachen! Und es ist doch ausgeschlossen, daß Henny vor mir heiratet! Wahrscheinlich heiratet sie überhaupt nicht!"

Paulas entfesselter Redestrom hätte noch fortgedauert, wenn nicht starke Schritte zu hören gewesen wären, die sich durch den Korridor der Tür näherten. Paula wurde blaß und schwieg. Sie starrte mit ihren Eltern auf die geräuschvoll Eintretende.

2

Sturm

Die Mutter beging natürlich sofort einen Fehler. Sie versuchte Henny zu schmeicheln und fragte bittend: „Na, was singste denn jetzt, Hennychen?" Jede überraschende Freundlichkeit machte Henny mißtrauisch. Niemals hatte man sich für ihren Gesang interessiert, weil man an ihre Begabung für etwas Schönes nicht glaubte. Das wußte Henny. Der Vater bezahlte die Stunden, um vor ihr Ruhe zu haben. Dabei hatte sie wirklich eine gute Altstimme.

Sie antwortete der Mutter nicht und setzte sich an den Tisch. „Merkwürdig, daß noch Pflaumenkuchen übrig geblieben ist," knurrte sie. Während sie auf Kregenowsche Weise zugriff, spürte sie, daß Lottchen, die wieder eingetreten war, Seitenblicke auf ihre neue Bluse warf. Das war eine ganz moderne, aus der Kölner Kunstgewerbeschau, große, farbige Blütensträuße in Grau gewebt, etwas auffallend — das paßte der kleinen Kröte wieder nicht.

Die Mutter schnitt Henny ein schönes Stück Kranzkuchen ab. „Sage mir doch — was singst du jetzt?"

„Ach so! ... Ein Lied, das du nicht kennst, Mutter. Von Brahms, Mutter."

„Is es schwer?"

„Warum fragst du das so mitleidig? Das ist ja zum Totlachen!"

„Na, Kind — ich versteh' ja nichts davon."

„Brahms ist wohl immer schwer," meinte Paula, die es nun doch für besser hielt, rechtzeitig einen Weg zu Henny zu finden.

Der Vater beobachtete und machte sich wieder Illusionen. Henny war so mit dem Kuchen zufrieden — da mußte sie heute sanfter gestimmt sein. Er versuchte es mit einem Witzchen: „Na, ich seh' schon das große Plakat an Pohlmanns Ecke — gelb mit roten Buchstaben — erster Liederabend von Henny Kregenow!"

„Da kauft sich das ganze Kränzchen Karten!" rief Lottchen, die es auch auf gutmütig humoristische Art versuchen wollte.

Henny sah ihre Angehörigen der Reihe nach mit ihrem kalt überlegenen Blick an: „Ihr werdet mich an meiner Musik nicht irre machen." So platzte wieder eine rauhe Antwort heraus. Was fing man mit ihr an?

Trotzdem — nachmittags, beim Kaffee, war es am besten. Das wußten alle aus Erfahrung. Die Eltern verständigten sich dumpf entschlossen. Lottchen fing emsig an zu häkeln, während Paula, die Hauptbeteiligte, einen Engelsblick auf Henny ruhen ließ. Henny spürte allmählich, daß es um sie herum nicht geheuer war. Warum saß der Vater noch am Tisch? Es war schon vier Uhr — da ging er sonst offiziell ins Büro, in Wahrheit allmählich zum Dämmerschoppen. Es handelte

sich um etwas, wovon alle schon wußten, nur Henn nicht. Aber sie ließ sich nichts gefallen, gar nichts. Erst Spott wegen Brahms, und dann — o weh, m irrte sich.

„Na, Henneboold," stieß der Vater plötzlich hervor „wenn du bloß nich immer so 'n eklig gespanntes G sicht machen wolltest . . ." Emilie stieß ihn. Er set rasch hinzu: „Ich meine . . ."

„Eklig gespannt? Ja, das tut mir leid, Vate Ich kann wohl nicht anders. Übrigens — wora sollte ich wohl gespannt sein? Bei uns zu Hause gi es nicht viel spannende Sachen."

Sie hatte es nicht unfreundlich gesagt. Ihr To war dem Vater gegenüber immer etwas milde Außerdem hatte er sie durch die seltene Anrede „Henne bold" entwaffnet. Niemand wußte, daß ein zärtlich Name aus der Kindheit ihrem verhärteten Gemü wohltat. Er erinnerte sie an ferne Zeiten, an Fieber nächte, Krankheitstage — da hatte man sie wirklich ver wöhnt.

„Weißt du, Henneboold," fing der Vater wieder an „es fällt einem nur auf, daß du nicht vergnügt aussieh weil — ich meine — weil du doch eigentlich gar keine besonderen Grund dazu hast, und wir andern, die Grun zum Gegenteil haben — was wollt' ich doch glei sagen — versteh' mich recht — ich meine —"

Emilie sah gläubig auf ihren Gatten, aber sie hat keine Ahnung, wohin er mit seiner Rede zielte.

„Ich soll also anderer Leute wegen vergnügt sein?" fragte Henny schon spitzer.

„Ja, Kind — das ist nu mal christlich, und wi wünschen es dir, bloß deiner selbst wegen."

„Vater, du redest heute nach Programm — wa meinst du eigentlich?"

Nun kam man auf freundlichen Umwegen nicht weiter. Vielleicht war es auch besser, Henny gegenüber festen Willen zu zeigen. Der Vater sah sie nicht an, während er das Gefährliche aussprach. Krampfhaft blickte er bald auf Emilie, bald auf Paula, bald auf Lottchen. „Also, Henny — das Leben ist so ernst, nicht wahr — wir Menschen haben jetzt allen Grund, uns über was Angenehmes zu freuen ... Ich meine ... na, mach' doch nich so 'n dummes Gesicht, Lotte! Is es denn nich wahr, daß wir zuerst an unsere Mitmenschen denken müssen? Nich immer bloß, wonach uns über der Schnabel steht? Das macht uns zufrieden, das hebt einen vor einem selber! Pastor Degenhardt hat vorigen Sonntag was ganz Ähnliches gesagt — so is mir wenigstens erzählt worden, ich geh' ja nich in die Kirche! Natürlich, jeden Nachmittag bei Konditor Dröge sitzen und Schokolade muffeln und für 'ne Mark Kuchen dazu und konstatieren, was andere Mächens für Kleider tragen —"

„Wird einem wieder mal nachgerechnet, wie oft man bei Dröge ist? Wie oft man ein bißchen Zerstreuung sucht in diesem Hundeleben?"

Henny trommelte schon. Das war ein gefährliches Zeichen. Kregenow hatte sich vertan — er lenkte schleunigst ein: „Davon is doch keine Rede! Kein Mensch hat von dir gesprochen! Es handelt sich jetzt überhaupt — es handelt sich um Paula!"

Henny verschränkte die Arme. „Läßt sich denken! Warum sollte es sich auch mal um mich handeln?"

„Ja, Kind," begütigte unsicher die Mutter — „es gibt nu mal noch mehr Menschen auf dieser Welt."

Jetzt schlug Henny mit ihrer harten Faust auf den Tisch: „Was ist nun eigentlich? Soll ich hier noch länger Rede stehen? Was wollt ihr von mir?!"

Die Mutter sah den Vater kopfschüttelnd an, als wollte sie sagen: „Du bist sonst so 'n kluger Mann, Fritze — aber das hast du wirklich dumm gemacht." Da er festsaß, übernahm sie mit breitem Trotz das Entscheidende: „Also, warum denn so lange gefackelt — hier is kein Kriminalgericht, und kein Mensch hat was ausgefressen. Paula hat sich verlobt, Henny. Mit Heinrich Theodor Locke aus Bochum."

Ein leiser, schriller Laut kam aus Hennys Brust — sie konnte ihn nicht unterdrücken. Ihr erster Blick galt dem Vater, der mit rotgedunsenem Gesicht dasaß und Kuchen bröckelte. Dann wandte sie sich zu Paula und verneigte sich: „Gratuliere herzlich!"

„Ich danke schön, wenn du's ehrlich meinst," antwortete Paula einfach.

Henny wurde bleich und fand keine Erwiderung. Es flackerte in ihren Augen, sie wurde offenbar mit einem inneren Kampf nicht fertig. Lottchen verschränkte die Arme und blickte zur Decke.

Der Baumeister fuhr nervös dazwischen: „Na, Henny, nun weißt du's also! Und nun kann ich wohl in's Büro gehen?"

Er erhob sich schwerfällig. Da hielt Henny ihn mit der Frage fest: „Wann soll denn die Hochzeit sein? Da wird sich Herr Locke schwer hineinfinden — ich meine, wenn das auf die lange Bank geschoben werden muß?"

Paula zuckte zusammen. Lottchen nickte, als wollte sie sagen: „Aha, was hab' ich gesagt?" Der Vater aber erwiderte, schon an der Tür stehend, unsicher: „Was heißt das? Davon is ja nich die Rede. Locke is militärfrei — vorläufig wenigstens — Locke kann seine Sachen einrichten, wie er will. Wir haben die Hochzeit für Mitte Mai in Aussicht genommen."

„Ach, ich freu' mich drauf!" rief Lottchen, Paulas

Hand nehmend. Sie erschrak — die Hand der Braut war eisig kalt. Gebannt starrte Paula auf Henny.

Diese wandte sich mit harter Miene, in der die Erregung wetterleuchtete, zum Vater: „Wenn es so steht, habe ich nur noch eine Frage zu stellen. An dich, Vater. Willst du gegen dein Prinzip handeln? Willst du zum erstenmal dein Wort brechen, an das ein anständiger Mensch sich gehalten hat?"

Fritz Kregenow reckte sich: „Was sind das für Redensarten? Spricht man so mit seinem Vater? Du vergißt dich!"

„Nein — bitte! Ich vergesse mich eben nicht! Warum drückt ihr euch denn um den Kern der Sache herum? Jeder weiß es hier — du hast uns dein Wort gegeben, daß deine älteste Tochter zuerst heiratet!"

„Beeil dich, Henny! Bist du verlobt?" fragte Lottchen.

„Halt's Maul, freche Kröte!" schrie jetzt Henny. „Halt's Maul, du, sonst schmeiß ich dich 'raus!!"

Auch der Vater hielt es jetzt für das beste, zu toben: „Jawohl! Mach, daß du 'rauskommst! Quatschliese! Immer kommt sie mit der giftigen Zunge! Immer drängt sie sich zwischen, wenn ich mit Henny was zu reden habe!"

„Es kann mir nur lieb sein, wenn es eine Angelegenheit zwischen mir und dir bleibt, Vater," sagte Henny, steif hintenüber gelehnt. „Wir beide haben wohl nur das richtige Verständnis dafür."

„Ja, wir andern sind eben keine anständigen Menschen," meinte das unerschrockene Lottchen.

„Du bist es jedenfalls nicht. Aber das ist ein besonderes Kapitel."

„He?"

„Davon ein andermal. Jetzt muß ich Vater gegen-

über meinen Standpunkt wahren. Und um jedem Mißverständnis vorzubeugen: Ich freue mich aufrichtig über Paulas Glück. Lache nicht, Lotte, sonst kriegst du eins!"

„Henny!"

„Ihr reizt mich immer, reizt mich bis aufs Blut, und dann wundert ihr euch, wenn ein Unglück geschieht! Ich tue weiter nichts, als mein heiligstes Recht wahren! Vater hat mir sein Wort gegeben, ich soll zuerst heiraten, weil ich die Älteste bin — jetzt fordere ich die Einlösung dieses Wortes! Wenn ich es nicht täte, würde das nicht nur Vater herabsetzen! Es würde mir den einzigen Schaden zufügen, den ich unseliges Geschöpf nicht ertragen kann! Jawohl! Ich kann alles, hört ihr, a l l e s — aber lächerlich werden — das kann ich nicht!"

„Solch Wahnsinn!" polterte der Vater. „Wer macht dich denn lächerlich?"

„Nun, die ganze Stadt kennt deinen Grundsatz. Dein Grundsatz hat mir meine Stellung in Olste gegeben. Ich . . ." Sie konnte nicht weitersprechen — ihre Erregung würgte sie.

„Aber Henny," bat Kregenow, „nimm doch Vernunft an — du bist doch sonst so'n vernünftiges Mädchen. Bei deiner Figur — und bei allem, was du gelernt hast — ich meine — wie kann denn von sowas deine Stellung abhängen? Bist du dir auch wirklich über deine Motive klar? Nich nur mir gegenüber — auch deiner Schwester gegenüber?"

Lottchen wollte etwas sagen, unterdrückte es aber, da sie lieber anwesend blieb. Henny stand nach der letzten Frage des Vaters auf. Ihre Antwort überraschte — sie klang milder, wie in düsteres Sinnen verloren, wirkte aber um so bedrohlicher. Zum Fenster tretend, sagte sie: „Meine Motive . . . Ich weiß,

wie sie aussehen, und ich weiß, wie sie sind. Es gibt Menschen, denen alles möglichst infam ausgelegt wird. Ich kümmere mich nicht darum. Ihr werdet schon sehen, daß ich meinen Weg gehe — ich brauche euch alle nicht. Vielleicht ist es überhaupt so, daß ein Mensch dem andern nur Schlechtes wünscht — dann habe ich eben den Vorteil, daß ich's weiß."

Paula nahm jetzt einen Anlauf. Unwillkürlich faltete sie bittend die Hände: „Henny — hör' mich an — denn eigentlich handelt es sich doch um uns beide — ich wünsche dir nichts Schlechtes, und ich kann mir denken, daß du mir —"

„Unsinn! Ohne Logik! Blödsinn! So seid ihr Mädels hier! Alles vermaddert ihr in eurer süßen Gefühlssoße! Ich bin anders geartet! Gott sei Dank! Es handelt sich durchaus nicht um uns beide! Du willst mich bloß um meinen festen Willen bringen! Du Madonnchen! Denkst du, ich kümmere mich um deine Angelegenheiten? Kümmerst du dich je um meine? Ich will nur eines wissen — ob Vater gegen sein Prinzip handelt! Wenn das der Fall ist, stimmt mein Bild von der Welt! Das hat mir gerade noch gefehlt! Da reißt der letzte Anker, möcht' ich sagen!"

Jetzt wurde es Kregenow zuviel. Er ergriff einen Stuhl, einen von den guten sogar, zu Emilies Entsetzen, und schlug ihn zu Boden, so daß es krachte. Dann schrie er, blau vor Wut: „Mach was du willst, Scheusal! Du hörst ja nich! Du willst bloß nich, daß deine Schwester —! Gott, was soll ich denn noch sagen?! Begreifst du Rindvieh, daß das Leben stärker is, als alle Prinzipien?!"

Mit den letzten Worten fand Fritz Kregenow den Abschluß, der ihn hinausbrachte. Er hörte aber hinter der Tür noch Hennys Hohngelächter.

„Henny!“ rief die Mutter. „Du bist ja rein toll! Außerdem, hinter seinem Vater so herzulachen! Schickt sich das? Was sollen denn die Mädchen denken? Mein Gott, ihr seid 'ne Gesellschaft! Ich hab' natürlich wieder 'n Schaden davon! Der teure Stuhl! Wenn Vater mal zuhaut — da wächst kein Gras mehr!“

Paula warf plötzlich die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf. Jetzt weinte sie bitterlich. Mit verzerrter Miene lief Henny aus dem Zimmer. Man hörte sie draußen die Treppe hinaufstampfen. Lottchen hatte auch Tränen in den Augen und beugte sich über Paula: „So 'n Drachen! . . . So 'n furchtbarer Drachen! . . . Mein armes Paulachen! Und du tust doch keinem Menschen was . . .!“

Paula fuhr hoch: „Ach Gott! Mir liegt ja garnichts mehr daran — was hab' ich denn von meiner Verlobung? Mir wär's ja lieber, wenn Henny — wenn Henny wirklich zuerst einen Mann kriegte!“

„Stille mal!“ rief die Mutter jetzt, für ihre Verhältnisse bleich werdend. „Seid mal alle ganz stille! Wir müssen sie im Auge behalten! Mein Gott, was tut sie denn jetzt?“

Hennys Zimmer lag über dem Eßzimmer. Man hörte sie mit Mannesschritten laut umhergehen. Sie stieß offenbar alles, was ihr im Wege war, mit gewaltiger Bosheit von sich. Es klirrte und dröhnte oben.

„Herrgott im Himmel,“ flüsterte die Mutter — „sie wird doch ihre guten Sachen nich . . . ?“

Plötzlich gab es einen schrecklichen Krach. Das jähe Geräusch splitternden Glases ließ keinen Zweifel. „Der Spiegel!“ schrie Emilie. „Der hat mal zweihundert Mark gekostet!“ Sie lief empört auf den Flur. Da

fegte Henny schon die Treppe herunter. An der Mutter vorbei, den Hut in den Nacken, das Haar in die Stirn hängend, schrie sie: „Episode! Braucht nicht zu trauern! Ich kauf' schon einen neuen aus meinem Sparkassenbuch! Jetzt hab' ich Luft!" Sie war davon.

3

Der Abseitige

Es gab in Olste wunderliche Einzelerscheinungen, die jedermann kannte und mit mehr oder minder gutartiger Ironie beurteilte. Das waren die „Abseitigen", die es immer gegeben hatte. Nur brachte jede Zeit die ihrigen hervor. Einst, in bescheidenen Tagen, als man sich selbst noch Kleinstadt genannt, waren es die Eckensteher gewesen, die wirklichen und die phantastischen, vom versoffenen Stromer bis zum wildgelockten Künstler in Schlapphut und Sammetjacket. Immer hatte man diesen Originalen mißtraut und sie doch nie missen wollen. So war es geblieben, aber die im Pilztempo wachsende Industriestadt hatte allmählich andere Originale geschaffen. Zumeist gehörten sie dem dunkeln Gebiet der Kunst an.

Zu dieser Klasse von „Abseitigen" gehörte auch der Klavierlehrer und Liederkomponist Sebastian Willich. Sebastian Willich war wirklich einsam. Er erwog, was besser für ihn war: neben dem Glück zu wandern oder in die Protektion von Olsterern zu geraten. Er entschloß sich mit einer Energie, die diesem blassen Männchen niemand zutraute, für das erste. Vielleicht war es in jedem Sinne besser so: Glück und Erfolg waren herrliche Dinge, aber sie waren anstrengend und

brauchten einen Menschen, der sie aushielt. Sebastian Willich wußte sich zu zart dafür. Ihm graute vor der Verwirklichung dessen, was sein Gemüt erfüllte. Er war dahinter gekommen, was für ihn allein weise und möglich war: im Phantasiereich unsichtbarer Gedankengänge alles zu besitzen, alles zu beherrschen.

Einsamkeit hütete die Weihe. Einsamkeit hütete den Künstler, wie den Menschen. Überdies — was hätte Sebastian Willich wohl im großen Schwarm angefangen? Sein Gehör wurde immer schlechter. Er hatte schon den schwersten Kampf zu Ende gekämpft. Unter den Flügeln einer Gottheit, die er nicht nennen mochte, war es ihm möglich gewesen. Er hatte jetzt seine innere Musik.

Es gab ja trotzdem so viel Schönes und Ermutigendes um ihn her. Am meisten fand er es bei seinen Schülern, auf die er seine abstrakte Weltliebe konzentrierte. Deshalb hielten seine Schüler auch mit einer Treue zu ihm, die bei Außenstehenden Kopfschütteln erregte. In der lauten Veräußerlichung der Zeit war ihnen der Musiker Sebastian Willich ein zuverlässiger Wert. Nur eine trübe Erfahrung hatte dieser in seinem Schülerkreise gemacht, und zwar jetzt vor einem Jahr: mit Fräulein Henny Kregenow aus der Mummelstraße. Nicht etwa, daß ihm da von Bildungsphilistern eine talentlose Schülerin aufgehalst worden wäre — im Gegenteil, Henny Kregenow war begabt und hatte sich voll Eifer unterweisen lassen. Was den hoffnungsvoll begonnenen Unterricht zu jähem Abschluß gebracht, war vielmehr ein merkwürdiger, persönlicher Umstand. Sebastian Willich hatte es schon in den ersten Stunden gemerkt, daß Henny ihn künstlerisch hochschätzte, unter seinem Menschentum aber litt. Das war ihm noch nie begegnet. Man machte solche Unter-

scheidung bei ihm gerade nicht. Henny witterte in seinem milden, gütigen Wesen etwas, was sie von sich stoßen mußte. Sie widersprach jeder Regung von ihm, weil er seinen Frieden mit der Welt gemacht hatte. Ihre Art zum Beispiel, sein Gebrechen zu behandeln, war im Gegensatz zu allen andern Schülern, die hierin besonders taktvoll blieben, unzart. Sie schrie mit ihm in einer Weise, die fast spöttisch wurde. Sie ließ ihn merken, daß sie ihn in eine zweite Männerklasse einordnete, nicht in die, zu der sie aufsah. Dabei mußte sie doch wissen, daß er sich weniger, als die meisten Männer in Olste, an ihrem Äußeren stieß. Er gerade schätzte, um was sie innerlich rang. Bei ihm war ihr Leid in guter Hut.

Eines Tages hatte Henny Kregenow ihm brieflich abgesagt. Kurz und kränkend, ohne nähere Begründung. Er schrieb ihr eine lange tieferwogene Antwort, schickte sie aber nicht ab. Nachher bereute er diese Scheu. Doch es war nicht mehr zu ändern. Um so unruhiger machte ihn oft die Erinnerung an diese Schülerin. Hier war wirkliche Tragik. Wie selten traf man das in Olste. Lieber, als Klavierunterricht, hätte er diesem gequälten Menschenkinde Licht und Trost gegeben. Um eine Seele zu ringen, fühlte Sebastian Willich sich stark genug. Doch lächelnd wies er den Einfall wieder von sich — was konnte er einem fremden Mädchen sein?

Als Henny, noch immer ohne Beherrschung, schon stundenlang von Hause fort war, traf sie in den Anlagen, dicht am Fortunabrunnen, ein etwa sechsjähriges Mädchen, das ganz allein stand und bitterlich weinte. Halb stieß die ratlose Jammermiene Henny ab, halb zog es sie, wie immer, zu einem Kinde, das doch schließlich besser war, als die erwachsenen „Banditen". Sie trat an die Kleine heran und rief: „Na, was is

denn los? Was heulst du denn so?" Die rauhe Anrede und das unholde Gesicht der fremden Dame steigerten noch den kindlichen Schmerz. Erschrocken schrie die Kleine jetzt laut und stampfte mit den Füßen. Henny geriet in Verlegenheit. Sie mußte das tolle Wesen beruhigen, sonst konnten die Leute denken, daß sie ihm etwas angetan. „Na, ich mein's doch gut! ... Sei doch still!... Wie heißt du denn? ... Zum Deibel, wie heißt du?! ... Hast du dich verirrt? ... Na, das ist doch nicht so schlimm! ... Werden Mutter schon finden! ... Mutter läuft einem nicht davon — das tun wir erst später ...!" Die Kleine heulte wie zuvor — Henny aber machte der Zwischenfall bei ihren letzten Worten schon Spaß. Er hatte sie abgelenkt. Wenn aus dem kleinen Unhold nur etwas herauszubringen gewesen wäre.

Jetzt bekam sie Beistand. Ein Spaziergänger war herangetreten — Gott sei Dank. Er grüßte Henny sogar höflich. Wer war es? Sie erkannte ihn jetzt — das war freilich weniger angenehm. Herr Sebastian Willich! Heute gerade konnte sie den am wenigsten vertragen. Aber sie zwang sich zu grimmigem Humor. Ein heulendes Kind — da war der gute Onkel natürlich in seinem Element. Er errötete verlegen, weil er plötzlich neben seiner ehemaligen Schülerin stand, aber er nahm sich der Kleinen eifrig an. Erstaunt sah Henny, daß er in wenigen Minuten alles von ihr erfahren konnte. Verirrt hatte sich das Kind nicht — seine Mutter saß vielmehr gleich drüben in der Ahornallee, doch die war schwerhörig und auf das Geschrei nicht aufmerksam geworden. Ein rascher, lächelnder Blick flog von Henny zu Sebastian Willich hinüber. Der kleine Mann beachtete ihn nicht. Eindringlich stellte er fest, daß Anna Müller am Fortunabrunnen Ball ge-

spielt hatte, und daß der Ball plötzlich ins Wasser geflogen sei. Da lag er nun, in beträchtlicher Tiefe. Einfach mit der Hand war das entsprungene Kleinod nicht zu angeln. Sebastian stand unter dem Bann von Anna Müllers gläubigem Blick. Plötzlich wandte er sich zu Henny: „Sie entschuldigen wohl?" Henny wußte nicht, was er meinte, nickte aber spöttisch. Jetzt sah sie erstaunt, daß der sittsame Sebastian Überrock und Jacke auszog, den Ärmel weit aufstreifte und seinen dünnen, weißen Arm in die kalte Flut tauchte. Anna Müller stand auf den Zehen und sah mit bangem Lachen zu. Die Sache war auch jetzt nicht so einfach, Sebastian mußte sich bücken und den Arm eintauchen, soweit es irgend ging. Er verlor fast das Gleichgewicht, und Henny sah ihn schon bei Annas Ball liegen. Dann aber gelang es ihm. Rot und prustend kam er wieder empor. Das Kind bedankte sich mit kurzem Wort und sprang davon.

„Sie sind wahrscheinlich doch gehörig naß geworden?" fragte Henny.

„O nein, Fräulein! Das heißt — da ganz oben ein bißchen — in der Achsel. Ich bin etwas rheumatisch — glauben Sie, daß es mir schaden wird?"

So fragte ein ängstlicher Junggeselle. Henny war nach langer Zeit wieder gerührt und antwortete gegen ihre Natur: „Bewahre! ... Es ist nicht lebensgefährlich!"

Sie gingen zusammen weiter. Sebastian Willich fühlte, daß er sich nicht zu verabschieden brauchte. Das erfreute ihn, wenn er auch bald bemerkte, daß Hennys Gesicht wieder die alte, undurchdringliche Härte bekam. „Wie leicht ein Kind verzweifelt, und wie leicht es zu trösten ist," sagte er nach einer Weile sinnend.

„Dauert bloß nicht lange, der angenehme Zustand," murmelte Henny.

„Wie?" fragte er verlegen. Es war ihm peinlich, daß er ihre erste Antwort nicht verstanden hatte.

„Dauert nicht lange!" rief Henny überlaut.

„Gewiß, gewiß," antwortete Sebastian erschrocken. „Ich war übrigens als Kind nicht so."

„Ich auch nicht!"

„Das kann ich mir denken. Sie waren ja auch viel leidend. Da bildet sich früh eine Duldsamkeit heraus, ich möchte sagen, der erste Ansatz philosophischer Auffassung von Verlust und Gewinn."

„Na, soweit bin ich noch immer nicht! Werd' ich wohl auch nie sein! Wenn man mir was nimmt, wehr' ich mich, daß die Fetzen fliegen! Zum Geben kommt die Schwefelbande ja doch nicht!"

Sebastian Willich hatte jetzt alles verstanden. Er sah sich durch einen schönen Zufall zum erstenmal auf einem möglichen Wege zu Henny. Sie mußte heute in einer besonderen Stimmung sein. Vielleicht erfuhr er jetzt als Mensch, was dem Lehrer versagt geblieben. „Sollte nicht in uns allen, Fräulein, ohne Schuld selbstverständlich, ganz kindlich triebhaft mein' ich — sollte nicht in uns allen die Fähigkeit liegen, das Nehmen der Welt in ein Geben zu verwandeln?"

Henny sah ihn rasch an — dann starrte sie verdrossen vor sich hin. „Ach, wissen Sie, Herr Willich — wenn man seine ganze Nahrung bei Konditor Dröge kaufen könnte — dann ginge es! Aber so ist das Leben nicht! Gott sei Dank! Ich bin anders geschaffen! Draußen morden sie sich jetzt zu Tausenden, zu Millionen, und wissen auch nicht recht, warum!"

Sebastian senkte den Kopf. „Sie meinen den Krieg? . . . Es ist natürlich, daß man alles mit dieser

unfaßbaren Erscheinung vergleicht. Dennoch — ich bin froh, wenn ich es einmal nicht zu tun brauche."

„Kann ich mir denken. Sie sind wohl nicht kriegerisch."

„Vielleicht bin ich es mehr, als es scheint. Musikalisch kenne ich jedenfalls den Krieg."

Er sah sie plötzlich mit seinen großen, blauen Augen an — es war ein Blick, dem sie nicht standhielt. Wirklich, es war Manneskraft in diesem Blick, es war die Fähigkeit zur Leidenschaft.

„Ich kann mir denken, daß meine Lebensauffassung Ihnen etwas süß erscheint. Sie sprachen vorhin vom Konditor. Nun, die Ihrige, Fräulein Kregenow, ist mir ebenso oft — wie soll ich gleich sagen — nicht sauer — nein — recht bitter ist sie mir erschienen."

Henny fühlte sich angegriffen. Das reizte sie angenehm. „Ei, was Sie sagen!"

Er sah sie bittend an. „Verübeln Sie mir das nicht. Sie sind nicht nur Dame, sondern auch Mensch. Sie erwarten ein ehrliches Wort Ihres Mitmenschen."

„Das ist mir ja sehr interessant! Nun, wenn Ihr Wesen mir auch noch so entgegengesetzt ist — für ehrlich hab' ich Sie immer gehalten!"

Sebastian errötete. „Das freut mich. Das macht vieles wieder gut."

„Sind Sie mir damals böse gewesen?"

„Wie?"

„Ich meine: ob ich Sie durch meine Absage gekränkt habe?"

„Ein wenig wohl, Fräulein Kregenow. Ihre plötzliche Absage — das konnte ich nicht verstehen."

„Ist auch schwer zu erklären! Jetzt kann ich Ihnen nur noch sagen: ich hatte das Klavierspielen satt! Ich wollte lieber Gesangstunden nehmen!"

„Bei Fräulein Rebenstiel?“

„Haben Sie was gegen die?“

„Persönlich nicht. Ich halte sie nur für eine schlimme Stimmverderberin.“

„Wie hart solch sanfter Mann doch urteilen kann!“

„In Dingen künstlerischer Überzeugung bin ich hart.“

„Sehen Sie, da kommen wir schon wieder auf den alten Punkt! Ich bin eben hart in menschlichen Dingen!“

Sie näherten sich dem belebten Teil der Stadt. Sebastian fühlte, daß er nicht mehr Hennys Begleiter sein durfte. Er ging langsamer. „So mögen denn unsere Wege sich trennen,“ stieß er hervor. „Aber als Ihr ehemaliger Lehrer — ich wüßte so gern, was Sie eigentlich suchen, Fräulein Kregenow. Was Sie im Kern der Dinge sehen, und was Ihren Blick so eingestellt hat, wie er ist . . .“

Sie antwortete finster, aber nicht schroff: „Das sind drei große Fragen auf einmal. Ich würd' es offen gestanden nicht riskieren, einen Mitmenschen so etwas zu fragen. Ich habe zuviel Respekt vor dem Einzelleben. Ich gehe an allen vorbei und verlange weiter nichts, als daß man an mir vorbeigeht. Was ich suche? Ein bißchen Ruhe. Was ich im Kern der Dinge sehe? Die Schale — soviel ich auch dran herumpolke. Und mein Blick — ich bin so kurzsichtig, Herr Willich, daß es mir oft genau so wie einer Blinden geht, bloß ohne das Bedauern meiner Mitmenschen. Aber dafür dank' ich.“

Sie hatte manches leise gesagt, und er hatte angestrengt lauschen müssen. Das meiste war ihm verständlich geworden. Er nickte vor sich hin: „Kurzsichtig . . Ich kenne nur innere Kurzsichtigkeit, weil ich nur ein inneres Gehör habe. Aber Sie sind weiblichen Geschlechts. Es kann wohl sein, daß das Weib

einen schwereren Weg zur Überwindung hat, als der Mann. Aber ist es dann nicht um so schöner —"

„Aha!" stieß Henny hastig hervor. „Sie entpuppen sich! Geschlechtsüberhebung natürlich! Das minderwertige Weib bleibt an der Oberfläche, das besteht bloß aus Schale! Das sucht bloß lasterhaft an sich selbst herum! Aber der erhabene Mann! Ach Gott, Herr Willich!"

Sie stand lachend vor ihm. Er bemerkte verwirrt, was für prachtvolle Zähne in ihrem häßlichen Munde waren. Wirklich — sie hatte etwas Schönes in diesem Augenblick.

„Glauben Sie, daß ich es so meine?"

Er fragte es ringend — Leidenschaft klang in seinem Ton.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie! So meine i ch's! Das ist mein Unglück, das bleibt mein Unglück, während Sie doch schon recht glücklich sind! Ach, ich muß immer dran denken, daß Sie mir mal Schopenhauer empfohlen haben! Sie ahnen aber nicht — was dem einen Weisheit ist, das ist dem andern Quatsch! Jeder muß sich allein mit dem Hundeleben auseinandersetzen! Gehaben Sie sich wohl, Herr Willich!"

Sie ließ ihn ihre heiße Hand fühlen — dann machte sie kehrt und lief davon. Der Musiker seufzte wie verwundet und wandte sich mit gesenktem Kopf seinem stillen Gartenhause zu.

4

Schuppen von den Augen

Es dunkelte. Langsam schritt Henny durch die Kaiserstraße. Man hastete an ihr vorüber, man streifte die Verträumte oft — sie merkte es kaum. Ein wunderliches Gefühl, das sie noch nie gehabt, beherrschte sie:

heute hatte sie sich endlich Freiheit erkämpft. Es war eine Freiheit, die sie sich selbst verdankte. Nun fühlte sie erst, was für ein Versucher dieser kleine, blonde Musikus war. Er wollte nichts Geringeres, als sie sich selbst abspenstig machen. Ins Weiche, Milde und Normale, ins himmelblaue Land des Friedensschlusses mit der Menschheit wollte er sie ziehen. Und wenn er sie dort hatte, wandte er sich vornehm wieder seinen ‚Göttern' zu, denn er hatte ja, was sie nicht hatte — er war ein ‚Künstler'. Da lag es: für den Besitz, der den abseitigen Mann aufrecht hielt, mußte sie, das abseitige Weib, sich Ersatz schaffen. Ganz aus sich selbst! Ein stahlhartes Gefühl wilder Bosheit ergriff Henny. Das Wort ‚Rache' packte sie zum erstenmal. War ihr Erlösung nicht gegeben im Gefühl, so sollte der Verstand sie ihr geben. Einsam in der Menge, wie eine lauernde Spinne im Weltnetz, wollte sie die jämmerlichen Fliegen locken, um sich auf sie zu stürzen. Man hatte ihr die Kraft der Bosheit verliehen — so sollte man sie spüren. Was hatte sie eben erst bei Henrik Ibsen gelesen? Der Stärkste ist, wer allein steht ...

Henny trat in einen Hausflur und rieb sich die Augen. Sie wollte dem dumpfen Dämmerzustand nicht verfallen. Sie fürchtete, daß ihr auf der Straße etwas zustoßen könnte. Der Kopf brannte ihr, die Füße zitterten. Sie hatte kaum noch gewußt, wo sie war. Jetzt fand sie sich allmählich zurecht. Ein Geruch, der in dem Hausflur herrschte, klärte ihr die Situation. Im Hause des Delikatessenhändlers Schimz stand sie. An der Kaiserstraße lag es, eines der besten und beliebtesten Geschäfte von Ölste. Die Industriestädter waren Feinschmecker und verwöhnter, als der Berliner Mittelstand. Gut essen und trinken bildete

einen Hauptbestandteil des Lohns, den das einförmige Arbeitsleben spendete. Der Fabrikant wußte, daß daheim etwas Gutes auf ihn wartete, das Frau oder Tochter bei August Schimz gekauft hatte. Natürlich bei August Schimz. Der hatte die feinste Zunge der Stadt.

So kam es, daß der erste Treffpunkt für Leute, die es sich leisten konnten, die Konditorei Dröge war, der zweite aber, gegen Abend, das leckere Delikatessengeschäft. Henny wußte, daß sie in diesem Hausflur unbemerkt ‚Parade' abnehmen konnte. Sie lachte über die Bezeichnung, die ihr eben eingefallen war. Von hier aus konnte sie nicht nur sehen, wer den Laden betrat und verließ — sie hatte auch eine schmale Glastür vor sich, die aus dem Hausflur in den Laden führte, und konnte auf diese Weise den Verkehr im Innern beobachten.

Auf die Unterlippe beißend, sah sie in den hellen, behaglichen Laden. Wie ein neidisches Proletarierkind, das die Reichen beobachtet, stand sie da. Aber das Wasser lief ihr nicht im Munde zusammen. Was für ein Haufe von Plattheit, Dummheit, Eitelkeit und Selbstüberhebung war da beisammen. Wenn man zwischen ihnen stand — auch Henny kaufte oft bei Schimz — kam es einem nicht so zum Bewußtsein. Da drückte die physische Nähe der satten Sicherheit. Da ließ man sich imponieren. Aber es brauchte nur zehn Schritte aus dem Hellen ins Dunkle hinaus, und dem unbemerkten Beobachter wurde das Ernste komisch, die überlieferte Autorität ein kindisches Spiel. Ja, es war ein köstliches, mit nichts zu vergleichendes Gefühl, so die protzigen Figürchen mit seinen unsichtbaren Händen fassen und durcheinander werfen zu können, bis sie es spüren und jämmerlich schreien

würden. Die Würdigen, die Schönen, die Ehrenträger der Stadt, sie forderten durch ihren Anblick schon zur Rache heraus. Weniger an ihnen selbst als am Leben, das ihnen die falsche Bedeutung verliehen hatte.

Da kam zum Beispiel Frau Doktor Francke nebst Töchterchen Elsbeth und füllte den halben Laden aus. Feldpostsendungen wolle sie machen. Sie verkündete es so laut, daß alle es hörten. Hatte sie denn einen Sohn draußen? Ja, richtig — zwei. Aber Elsbeth hatte wohl auch Verwendung für „Feldpostsendungen". Nicht nur an Herrn Assessor von Wunsiedel, ihren fragwürdigen Bräutigam, sondern auch anderswohin. Sie hielt sich gewiß vor der Kriegsgefahr noch ein zweites Eisen im Feuer. Das war sicher anzunehmen. Hatte man sie nicht wiederholt mit dem Bildhauer Rottmann gesehen, der bei Doktor Francke verkehrte? Es hieß ja, daß er ihre Büste machte . . .

Johanna Degenhardt betrat den Laden. Und wahrhaftig, auch ihr Bruder, der Herr Pastor, kam. Er wurde wieder schüchtern zwischen den vielen Leuten. Johanna schleppte ihn mit, um sich mit dem verehrten Seelsorger zeigen zu können. Er ließ sie kaufen, was sie wollte; sein Blick irrte ernst aus der Helligkeit fort ins Dunkle. Durch die Glastür, die in den Hausflur führte, sah er, und Henny glaubte sich plötzlich von ihm entdeckt. Sie fuhr zurück — der schmerzhafte Stoß einer Heringstonne, die hinter ihr gestanden, brachte sie zur Besinnung. Hier konnte sie doch nicht bleiben. Es war zu gefährlich. Der schlaue Instinkt der Olsterer konnte ihr ins Herz sehen. Sie huschte auf die Straße hinaus. Aber rechtzeitig bemerkte sie noch ihre Schwester Lotte, die durch die Kaiserstraße schlenderte. Zum Glück guckte die eben lüstern in das Schaufenster der Delikatessenhandlung — Henny kam in ihr

Versteck zurück. Lauernd beobachtete sie Lottchen. Was hatte die so spät noch in der Kaiserstraße zu suchen? Ja, richtig — sie sollte ja zu Kugler gehen, in die Buchhandlung. Aber immer sparte sie sich ihre Besorgungen für die interessante Zeit der Dämmerung auf — das gab zu denken. Nett sah die kleine Person übrigens auf der Straße aus. Zum Anbeißen. Kokett war sie, und wenn man sie heimlich beobachtete, hatte sie plötzlich etwas Unheimliches, es wurde ganz deutlich, daß man zu Hause nichts von ihren wahren Gedanken wußte . . .

Lottchen war vorüber. Henny starrte nun doch wieder in den Laden von Schimz. Der Herr Pastor wurde von seiner Schwester zur Begutachtung von Spickaal herangezogen. Er nickte freundlich. Gewiß verdarb er sich immer den Magen an Spickaal — aber was war zu tun? Henny fiel der Konfirmationsspruch ein, den der Pastor ihr gegeben hatte. Er handelte von christlicher Duldung. Eigentlich vergaß sie es ihm nie, denn es war eine Anspielung auf ihr Äußeres, auf den Verzicht, den sie am menschlichen Glück zu leisten hatte. Räche dich! . . . Pastor Degenhardt war ein Geistlicher, dessen Freisinn stadtbekannt war und doch nirgends festzunageln. Die Mucker hatten etwas gegen ihn, aber er blieb in allen Ehren, weil die Frauen für ihn schwärmten. Dann gab es auch noch ein dunkles Gebiet. Dieser blonde, vollblütige Mann, der ein etwas steifes Bein hatte und darum nicht im Felde war, hatte zweierlei Glauben. Henny konnte plötzlich durch sein lichtes Himmelsblau in den dunkeln Kern blicken. Prächtig mußte es doch sein, ihn auf die Probe zu stellen!

Ebenso Doktor Johannes Francke. Jetzt verließen die Damen des Arztes den Laden. Herr Schimz

begleitete sie persönlich zur Tür. Das war etwas für die Olsterer. Ja, die Franckes wurden immer ausgezeichnet. Obwohl man vor Jahren dem beliebten Arzt etwas nachgesagt hatte ... nun, Henny hatte ein besseres Gedächtnis dafür, als gewisse Leute. Ihr Vater hatte es ihr einmal erzählt, ihr Vater, der ihr heute zwar sein Wort gebrochen hatte, in anderen Dingen aber vertrauenswürdig blieb. Henny wußte es nicht mehr ganz genau. Es hatte sich jedenfalls um einen Todesfall in der Franckeschen Praxis gehandelt. Eine durchaus peinliche, gefährliche Geschichte, von der einen Partei heroisch, von der andern kriminell ausgelegt. Zugedeckt war sie worden, wie so vieles in Olste. Doktor Franckes Persönlichkeit tat alles dafür, sie vergessen zu machen. Er war ein rastloser, guter Arzt und ein liebenswürdiger, kunstsinniger Mensch.

Was wollte die Katze von ihr? ... Henny fuhr zusammen. Tiefer wich sie in den Hausflur zurück. Eine kohlschwarze Katze hatte sich von der Straße in den Flur geschlichen und stand mit gerecktem Schwanz vor ihr, sie grün leuchtend anstarrend. Henny fürchtete sich vor Katzen. Sie stampfte zornig mit dem Fuß — da erschrak das Tier und verschwand.

Plötzlich rannte Henny auf die Straße hinaus. Sie schritt schnell aus — sie wußte nicht, was sie vor sich her trieb. Noch nie war sie so unruhig gewesen. Sie suchte zu überlegen. Ja, wenn nur die Taten so schnell wie die Gedanken gewesen wären! Gedanken warfen ein einsames Menschenkind aufs Meer — niemand wußte es, niemand kam zur Rettung herbei. Der Einzige, der mit so etwas Fühlung hatte, war Sebastian Willich. Wenn der gewußt hätte, welche Gedanken jetzt von ihr Besitz nahmen! Er hätte sich bekreuzigt, und mehr, er hätte auch ein bißchen darunter gelitten.

Es war nicht unangenehm, sich das vorzustellen. Dankbar brauchte man ja nicht dafür zu sein. Sie konnte ihn in Gedanken mißhandeln, den wunderlichen, tauben Träumer. Sie aber mußte dorthin, wo sie jetzt war, und weiter, immer weiter. Eine Gottesgeißel mußte sie werden. Doch entsetzlich, entsetzlich — wenn sie nun als Weib zu schwach dazu war? . . .

Ängstlich, wie mit einer scheuen Abbitte, sah sie die Menschen an. Eine frühere Mitschülerin, die ihr begegnete, grüßte sie zuerst. Henny war so dankbar dafür, daß sie ihr Gesicht zu einem Lächeln zwang. Die Menschen waren doch wohl besser, als sie gedacht. Und waren sie nicht besser, so waren sie stärker ganz gewiß. Das dämmerte ihr. Sie stützte sich auf ihren Schirm, sie schlich sich an den Häusern entlang, als ob sie gebrechlich wäre.

Doch plötzlich blieb sie stehen. Erstarrend drang ihr Blick in eine Seitengasse der Kaiserstraße. Wer stand da, gut verborgen hinter dem hochbeladenen Wagen eines Spediteurs? Sie hatte ihn sofort erkannt, denn ihr Blick war stählern für jeden bösen Geheimweg. Heinrich Theodor Locke war ihre Entdeckung. Man brauchte noch nicht Verdacht zu schöpfen, weil er in dieser Gasse, hinter einem Spediteurwagen stand. Sein Büro war in der Nähe. Aber mit wem er da flüsterte — das bestätigte Henny alles. Fräulein Magda Tiedge, die Naive vom Stadttheater! Auf sie sprach Heinrich Theodor Locke ein. Er war erregt und suchte die Schauspielerin von etwas zu überzeugen. Jedenfalls war aus dem Verhalten der beiden zu entnehmen, daß sie sich intim kannten. Heute hatte Herr Locke sich mit Hennys Schwester verlobt. Heute gab er seinem bisherigen Verhältnis den Abschied. Oder er rechtfertigte seinen Schritt

vor ihr — und alles blieb beim alten. Das kam oft bei den Olsterer Bräutigamen vor. Aber wurde dieser nicht immer als moralisches Vorbild gepriesen? War Paulas Glaube an ihn nicht ein hochragender Fels? Magda Tiedge galt in Olste als eine teure Kokotte. Sie war elegant und anspruchsvoll, ihre Perlen stammten wahrscheinlich von Heinrich Theodor Locke. Henny stampfte, von höhnischem Gram erfüllt, mit dem Fuß. Um dieses Mannes willen wurde sie elend gemacht! Um dieses Mannes willen hatte der Vater ihr sein Wort gebrochen!

Sie dankte für das Zeichen der Wirklichkeit. Sie dankte Gott oder dem Teufel dafür. Einen scharfen Blick noch sandte sie hinüber — dann ging sie mit harmlos schlenkernden Armen weiter, um das Pärchen nicht aufmerksam zu machen.

Jetzt wurde sie allmählich von einer kalten Entschlossenheit gepackt. Sie verstand nicht mehr, daß sie vor zehn Minuten so trostlosem Zweifel verfallen war. Was wollte sie denn? Sie holte ja nichts aus müßiger Phantasie — alles wurde ihr vom Leben bestätigt. Alles wartete, daß sie endlich Ernst machte, Ernst! . . .

Nun kam sie doch wieder ins Laufen. Sie sah und hörte nichts mehr. Heiß, mit schlagendem Herzen, betrat sie ihr Elternhaus.

Henny stand im Eßzimmer. Die Familie war schon bei Tisch. Nur Lottchen fehlte. Henny wartete auf Vorwürfe, aber man wagte sie nicht, man schien in bedrückter Unsicherheit zu lauern, wie es nach dem Wortbruch des Vaters weitergehen würde. Erleichtert seufzte die Mutter, als Henny mit ruhiger Miene zugriff und sogar ein bißchen lächelte, weil es Rollmops mit Bratkartoffeln gab. Das war eines ihrer Lieblingsgerichte.

„Warst du in den Anlagen?" wagte die Mutter endlich, als Henny zum Kalbsbraten überging, zu fragen. „Das Wetter is ja so schön geblieben."

Henny nickte, antwortete aber nicht.

„Ich war auch noch in den Anlagen," sagte Paula schüchtern. Sie freute sich an Hennys besserer Stimmung und wollte das Gespräch in Gang bringen.

„Nicht in der Kaiserstraße?" fragte Henny.

„Nein, die vermeid' ich lieber gegen Abend," antwortete Paula errötend.

„Na, für 'n junges Mädel gehört sich das auch nich, besonders wenn sie Braut is," knurrte der Vater. Er war heute besonders weinschwer. Er konnte nur Saures genießen. Eben zerschnitt er sich den vierten Rollmops.

„Ich bin ja nicht Braut — darum geh' ich zu jeder Zeit durch die Kaiserstraße. In unserm öden Nest — da ist es dort noch einigermaßen interessant. Man sieht Leute und auch hinter die Leute . . ."

Die Mutter sah ängstlich auf den Vater. Was war das? Henny so gesprächig? Heute gerade? Da konnte man mißtrauisch werden. Die arme Paula aber verschluckte sich arg — Henny hatte ihr bei den letzten Worten einen Blick zugeworfen, einen so messerscharfen, erschreckenden Blick . . . Paula mußte das Zimmer verlassen. — „Wahrscheinlich 'n Pfefferkorn," meinte die Mutter.

„Lottchen war übrigens auch in der Kaiserstraße," sagte Henny lächelnd.

„Ja, ja! Wissen wir schon!" polterte der Vater. „Wissen wir alles! Hat mir die Zeitschrift für Bauwesen bestellt, bevor sie ins Theater gegangen is! Das Kind tut nichts Unrechtes! Brauchst nich so zu sticheln!"

Hennys Augen richteten sich auf ihn. So hatte sie ihn niemals gesehen. Er wußte nicht, wie er sich dagegen wehren sollte. — „Sticheln ist lange nicht so schlimm wie stechen, Vater.“

„Was heißt das? Wer sticht, kommt ins Loch!“

„Wenn er sich fassen läßt, Vater.“

Ein seltsam bedrückendes Schweigen herrschte nach Hennys Worten. Man fühlte, daß etwas Besonderes vorging. Man sah, daß sie sich verändert hatte. Auch Paula sah es jetzt, als sie wieder eintrat. Ihr Brautgefühl, das überall Liebe suchte, erkannte es am stärksten. Was in Henny glühen mochte, war nicht Liebe, sondern Haß. Ihn fürchtete sogar die Empfinderin — darum zwang sie sich heute zur Umgänglichkeit und täuschte über ihre wahre Stimmung fort. Paula schauderte — sie setzte sich und schloß ein wenig die Augen. —

Henny lag schon im Bett, fest in die Federn geschmiegt, zufriedener als sonst. Da klopfte es leise. — „Wer ist da?“ rief sie rauh. — „Ich! Darf ich noch?“ — Paulas Stimme. Was wollte die? Henny streckte sich und biß die Zähne aufeinander.

Nun kam Paula. Im Nachthemd, nackte Füße in den Schuhen. Reizend sah sie aus, die blasse, blonde Braut. — „Sei nicht böse, Henny — ich kann nicht schlafen.“

„Andre Leute können aber.“

„Ich geh auch gleich wieder. Ich möchte nur heute gerade — ich möchte — es läßt sich so schwer sagen. Darf ich mich noch 'n paar Minuten zu dir setzen?“

„Meinetwegen. Was willst du denn von mir?“

Paula bebte. „Frieden möcht' ich mit dir haben!“ Sie sagte es leise, ohne Trotz — ihre Hände lagen kindlich auf den Knien.

Finster starrte Henny sie an: „Was ist das wieder für ein Blödsinn? Du bist überspannt. Gewöhne dir das doch ab. Das taugt nicht für die Ehe. Sonst gibt es lauter Enttäuschungen."

„Du irrst dich in mir," erwiderte Paula eifrig. „Oder du willst mich über deine wahre Stimmung täuschen. Ja, Henny — hör mich mal an. Ich habe dich immer besonders lieb gehabt, ob du es glaubst oder nicht. Du bist doch bei uns die Klügste, du bist meine älteste Schwester — es kann mir nicht gleichgültig sein, was du mir wünschst . . ."

„Wirklich? Na, ich will dir das mal glauben. Kann mir ja vorstellen, wie es in dir aussieht. Bei dir klappt alles, du tanzst auf Rosen, nicht wahr — da möchtest du auch alles andre rosig haben. Viele Leute werden dir den Gefallen tun — aber ob's ehrlich gemeint ist?"

„Ich glaube, du bist ehrlich, Henny."

„Holla, das war ein großes Wort! Da muß ich dir doch einen Rat geben: Kümmere dich nicht zuviel um mich, Paula. Glaube mir, mit mir ist nicht gut Kirschen essen. Was ich dir wünsche? Rühre lieber nicht daran!"

Paula starrte sie an. „Aber Henny, Henny — das ist doch unmöglich! Warum machst du dich so schlecht. Ich bin doch deine leibliche Schwester!"

Da lachte Henny. Zugleich schlug sie Paula auf den Arm. Es war ein gut gemeinter Schlag, und doch war er hart und brannte, als ob ein rotes Mal übrig bleiben müßte. „Ich bin vielleicht etwas besser, als mein Ruf! Aber pessimistisch bin ich! Und das beruht nicht auf Neid und Willkür, sondern auf Erfahrung! Ich weiß vielleicht mehr, als du, mein' Tochter! Laß dir das gesagt sein!"

„Was weißt du? . . ."

„Gute Nacht jetzt! Ich schlafe!"

Henny drehte sich zur Wand. Nun war nichts mehr zu machen. Traurig ging Paula wieder zu Bett. Jetzt war sie unruhiger als zuvor. Was meinte nur Henny? Wäre sie doch nicht zu ihr gegangen! Plötzlich begann sie die Welt mit Hennys Augen zu sehen. Es graute ihr vor ihrem rosigen Glauben. Irgend etwas hatte Henny gemeint. Etwas ganz Bestimmtes, was sich auf Paula bezog. Daher die Seitenblicke — daher die zweideutigen Worte den ganzen Abend.

Paula warf sich umher — sie fand keinen Schlaf. Plötzlich trieb es sie noch einmal auf. Mit halbem Bewußtsein lief sie, ohne anzuklopfen, zu Henny hinein: „Du, das wollt' ich dir auch noch sagen: ehrlich bist du doch nicht! Mit den heiligsten Dingen sein Spiel treiben, das ist gemein!“ Sie schlug die Tür hinter sich zu.

Gleich darauf hörte sie Henny: „Danke für die freundliche Demaskierung! Hatte schon drauf gewartet! Du Lämmchen mit den Katzenkrallen, du sollst an meine Ehrlichkeit noch glauben! Im übrigen schließe ich jetzt ab und verbitte mir jede weitere Ruhestörung! Unverschämtheit!“ —

Am nächsten Morgen war Henny die erste beim Frühstück. Kopfschüttelnd sah die Mutter ihr nach, als sie mit dem letzten Schluck Kaffee davonlief. Einen weiten Weg hatte Henny. Sie erinnerte sich, in einer Arbeitervorstadt, die am andern Ende der Stadt lag, an eine arme, etwas bucklige Person, die sich kümmerlich von Schreibmaschinenarbeiten ernährte. Die sollte jetzt etwas zu verdienen bekommen. Die war arglos und hoffte nur auf Einnahmen. Henny traf sie in ihrem Dachstübchen. Die Maschine klapperte — aber Fräulein Hartwig hörte auf, als Henny Kregenow eintrat. Sie fühlte sich hoch geehrt. Henny teilte ihr

mit, daß sie ihr rasch etwas diktieren wolle — sie habe nämlich zu schriftstellern angefangen, und ihre Spezialität seien kurze Skizzen in Briefform. Sie habe schon Glück damit — bedeutende Zeitschriften interessierten sich für ihre „Dokumente". Nun aber möge Fräulein Hartwig sich sogleich an die Maschine setzen. Die kleine Schreiberin gehorchte — ihre Freude am Verdienst war nicht größer, als ihre Spannung auf die Skizze. Henny diktierte:

„Hochzuverehrendes Fräulein! Das Glück ist bemitleidenswert, denn es kommt aus der eigenen Seele, es lebt von der eigenen Seele. Sie lieben, weil Sie träumen — Sie sind glücklich, weil Sie nicht erwachen wollen. Man sieht es Ihnen an, wenn man Ihnen begegnet — unsere Straßen sind Ihnen blühende Wiesen, unsere Menschen bekränzte Festgäste. Reizend sind Sie, und ich würde mich sterblich in Sie verlieben, wenn mein Anblick nicht ein Schrecken oder im besten Fall ein Bedauern wäre. Ich darf mich nicht verlieben. Darum bin ich Elender glaubwürdig und vielleicht der wahren Liebe fähig. Aber ich will Ihnen einen großen Dienst erweisen. Weil ich bestimmt weiß, daß Ihre holden Vergißmeinnichtaugen blind sind, daß Ihr Liebestraum über die schmutzigen Straßen von Ölste unaufhaltsam dahinstolpert, unaufhaltsam bis an den Rand des furchtbarsten Abgrundes — — doch nein, so furchtbar ist er ja nicht! Im Gegenteil. Alles wird wieder gut, wenn Sie wissen, was ich weiß. Darum will ich es Ihnen nicht verschweigen. Sie sollen kein ahnungsloses Opfer sein.

Tatsache: Es gibt in Ölste eine sehr beliebte Schauspielerin — Anfangsbuchstaben: M. T. Sie hat den denkbar miserabelsten Ruf. Der Spender ihrer Perlen, der bevorzugte Gott ihrer außerberuflichen Zeit war

bisher ein Ihnen sehr nahestehender Mensch. Da er weiß, daß Sie nichts wissen, und eine Trennung von M. T. mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, bleibt er vielleicht im Dunkel, was er bisher gewesen ist. Seinen Einnahmen wäre das möglich. Darum Vorsicht! Denn für ein Doppelleben der Ehe wären Sie zu schade — nicht wahr? Vorsicht aber rate ich Ihnen in zwiefacher Hinsicht. Fallen Sie nicht mit der Tür ins Haus, stempeln Sie nicht zum Unglück, was noch ein sehr nettes und dauerhaftes Glück werden kann. Die Hauptsache ist keine tragische Auseinandersetzung vor der Hochzeit, sondern Ihre Überlegenheit nachher. Bringen Sie es geschickt heraus, ob ich recht habe — wenn Sie das wissen, haben Sie den sonst vorzüglichen Herrn in der Tasche. Jugendsünden, mein Gott — verzeihen kann man viel, aber w i s s e n muß man es. Ihr Freund."

Fräulein Hartwig war keine mechanische Schreiberin. Sie hatte das Diktat verstanden und blickte nach der Beendigung bewundernd zu Henny auf. Diese verweilte keine unnötige Minute, warf merkwürdig erregt das Geld auf den Tisch und verließ die traurige Stube. Zu Hause angelangt, schloß sie sich ein und malte die Adresse. Sie brauchte jede Vorsicht, als ob ihr anonyme Briefe geläufig wären. Das Kuvert hatte sie in Fräulein Hartwigs Gasse gekauft. Die Adresse schrieb sie in großen, lateinischen Druckbuchstaben. Niemand wußte, daß sie das so gut heraus hatte. Man konnte die Adresse für die Arbeit eines Kalligraphen halten — eine Handschrift war gewiß nicht daraus zu erkennen. Zufrieden betrachtete Henny ihren ersten Streich. —

Am nächsten Tage war Heinrich Theodor Locke Mittagsgast bei seinen Schwiegereltern. Seiner immer

frohgemuten und selbstsicheren Art war es nicht leicht, einen geheimen Stimmungswandel zu entdecken. Sogar seiner Braut glaubte er, daß sie Kopfweh habe und deshalb ihm nicht entgegengelaufen sei. Die andern dachten an das gute Essen zu des Brautpaares Ehren — es fiel ihnen nicht weiter auf, daß Paula noch nie so schlecht ausgesehen hatte. Nur Henny entging es nicht. Sie konnte die Schwester beobachten, ohne ihre angstvoll forschenden Seitenblicke aufzufangen.

Das Mittagessen ging vorüber. Die arme Paula blieb verschwiegen, aber auch ratlos. Den fürchterlichen Brief seit Stunden in der Tasche, marterte sie sich, was sie tun, was sie lassen sollte. Anvertrauen konnte sie sich niemand. Die einzige, zu der es sie wirklich hindrängte, war Henny. Dann aber verwarf sie auch diese Möglichkeit. Henny sollte nicht recht bekommen, Henny durfte nicht triumphieren. Aber der Rat des Unbekannten am Schluß des Briefes — er barg ja die einzige Rettung. Zu diesem Ergebnis kam Paula immer wieder. Wer mochte der Schreiber des Briefes sein?

Plötzlich legte Heinrich Theodor seinen Arm um die fiebernde Paula. Er roch nach feinen Zigarren und gutem Essen — sein glattes Lächeln erschreckte sie zum erstenmal: „Na, Herzblättchen — was haben wir denn eigentlich?"

Sie faßte sich mit letzter Kraft: „Aber gar nichts, Heinz!"

„Wirklich? Du bist so komisch heute . . ."

„Nein, nein! Ich habe nur schlecht geschlafen! Ich werde schon wieder munter! Man muß sich ein bißchen zerstreuen! Hast du die Theaterkarten gekauft?"

„Aber Kind, das war doch noch ganz unbestimmt

gestern? Du hattest doch gar keine Lust? Aber wenn du willst, selbstverständlich."

„Man sagt, es ist solch lustiges Stück. Und die eine Schauspielerin soll so gut drin sein — wie heißt sie doch — — ja richtig — — Tiedge . . .?"

Es gelang ihr, ihm in die Augen zu sehen. Er starrte sie betroffen an und blickte schnell zum Fenster: „Weiß nicht so genau Bescheid in solchen Sachen — aber meinetwegen . . . Übrigens, es geht ja doch nicht! Tante Klara kommt ja heute abend zu euch!"

„Kümmerst du dich plötzlich um Tante Klara?" Sie ließ ihn los und ging aus dem Zimmer.

5

Pastor Degenhardt

Henny war enttäuscht. Die Folgen ihres ersten Streiches zeigten, daß er ins Dunkel gegangen. Kein Ergebnis sah sie. Es lag in Paulas Art, geheime Feinde zu enttäuschen. Der Schmerz trieb sie nicht zu zorniger Tatkraft, sondern zu passiver Scheu. Halb war es die kindliche Schwäche eines Bürgermädchens, halb auch ein vornehmer Stolz, der nichts so fürchtete, wie Mitwisser. Sie ahnte irgend einen Zusammenhang von Hennys Worten in jener Nacht und dem Brief des Unbekannten. Über allem stand ja doch das Schwerste, an dem ihr Gemüt mit Seufzern trug: der Brief war keine Verleumdung! Der Unbekannte hatte ein Recht auf seine Einflüsterung! Wie weit er es hatte, und wie das Zerstörte wieder aufzubauen war, wollte Paula ganz allein ergründen. Nur so fand sie ihren Weg in die Zukunft. Blaß und

still ging sie umher. Ihr Wesen war im übrigen unverändert freundlich, nur daß ihre Zärtlichkeit für den Bräutigam etwas Schmerzliches und Erzwungenes bekam. Heinrich Theodor Locke war auch damit zufrieden, da es ihm nur darauf ankam, daß gewisse, peinliche Fragen nicht wiederkehrten. Begraben sollte sein, was er tief unter die Erde wünschte.

Paula war ernster und reifer geworden — das war alles, was Henny als ‚Ergebnis' sah. Ein Grimm, der sie zu Tränen bringen konnte, erfaßte sie, als sie diese Liebeskraft begriff. Sie hatte sich die Faust an einer Mauer wund geschlagen. Warum? Lange grübelte sie. Endlich fand sie die Ursache. Unbefriedigend und gleichgültig war der erste Streich ihrer Rache, weil er auf trivialer Berechtigung gegründet war. Die platte Wirklichkeit bestätigte ihn. Das wahre Auskosten des Bösen aber brachte nur die Phantasie. Aus dem Möglichen, das ebenso wirklich war wie das Tatsächliche, mußte eine ‚Gottesgeißel' schöpfen. Rache, große Rache lag nur im überlegenen Spiel.

Ernst und Ordnung ins Chaos zurückwerfen, Ernst und Ordnung, die doch nur Masken des Chaos waren — das genoß der Enterbte, darüber lachte der Verdammte. ‚Opferlämmer', die sich selbst zu bewahren glaubten, sah Henny überall. Sie brauchte nur zuzugreifen. Brandig schwelte es über der sauberen Spielzeugwelt ihrer Heimat. Sie war mit der Fackel gekommen . . .

Hart wandte sie sich von Paula ab und überlegte. Wo könnte sie ihre Aufgabe interessanter anpacken? Mit wüstem Kopf ging sie wieder durch die Ölsterer Straßen. Da sah sie plötzlich, daß Pastor Degenhardt vor ihr herging. Sie hielt sich behutsam zurück. Heute

war er allein, ohne seine eingebildete Schwester. Sie starrte auf den Fehler seines Ganges, aber sie bemerkte bald, daß niemand, der dem Pastor begegnete, darauf achtete. Das war sonst nicht Ölsterer Art — hier bezeichnete man die Mitmenschen gern nach äußeren Schwächen. Das freiere, gütigere Verhalten dem Pastor gegenüber charakterisierte diesen. Es lag an seiner eigentümlichen, rein geistlichen Macht, dann aber auch an dem Wissen der Leute, wie Pastor Degenhardt zu seinem Mangel gekommen war. Er hatte im alltäglichen Friedenskriege eine Wunde erhalten. Dieser sonst wohlgebildete Prediger war natürlich gesund geboren. Doch früher war er im Arbeiterviertel von Ölste Seelsorger gewesen, in der schlimmsten Gegend, wo es gegen alle möglichen Laster zu kämpfen galt. Eines Abends hatte der Pastor einen sinnlos betrunkenen Mann über den Straßendamm torkeln sehen. Um die Ecke bog in scharfem Trab ein Postwagen. Der Betrunkene wich nicht aus, sondern wollte hineinlaufen. Da gedachte Pastor Degenhardt der armen Frau und der Kinder, die um ihren Vater weinen würden — er sprang hinzu, riß den Kerl zurück, kam aber selbst dabei zu Fall, und der schwere Postwagen quetschte sein Knie. So behielt er das Zeichen einer guten Tat. Er wußte es kaum noch. Es war ihm selbstverständlich, denn er opferte ja fortwährend, geistig wie körperlich, für sein Amt.

Henny hatte einen dumpfen Begriff von dem natürlichen Adel, der diesen Geistlichen umgab. Aber schon als Kind hatte es sie getrieben, das goldene Heiligtum zu berühren, um zu sehen, ob Glanz an ihrem Finger blieb. Sie hatte sich niemals denken können, daß es etwas gab, was nicht abfärbte. Jetzt aber zog es sie unwiderstehlich, tüchtig zuzupacken. Warum eigent-

lich? Pastor Degenhardt hatte ihr nie etwas getan, im Gegenteil, er hatte ihr stets ein warmes Interesse bewahrt, sie sollte an seinem Wohlwollen auch als Erwachsene Halt und Trost finden. Aber das war es eben. Dieser sanfte Heinrich (Heinrich hieß er) war der Führer der „Verzichtenden“ in Ölste. Zu seinen Verehrern gehörte auch Sebastian Willich. Nur viel gefährlicher war er, als der taube Musikus, weil er nicht abseits blieb, sondern behaglich auf dem Strom der öffentlichen Meinung schwamm. Die fürchterlichste Gegnerschaft, die Henny in Ölste gefunden, hing mit diesen „wahren Christen“ zusammen.

Wie war es aber um den Führer bestellt? Hier galt es, nachzuspüren, in ein meisterlich verschlossenes Dunkel hinabzuleuchten. Nur wer ihm, dem alle vertrauten, mißtraute, fand den Schlüssel zu seinem Geheimnis. Henny war überzeugt, daß auch Pastor Degenhardt eine Maske trug. Er konnte nicht ehrlich sein in dem, was er predigte. Dieser gesunde Triebmensch schnürte sich ein, indem er Unwahrheiten durch Vorteil deckte. Schwer mußten seine Kämpfe sein oder gewesen sein, denn er verstand sich auf edle Selbstbetäubung. Er glaubte nicht an Wunder und Offenbarung. Er mußte zu den modernsten Gegnern des Dogmas gehören. Wie geschickt kam er wohl an den Aufpassern im Konsistorium vorbei, während mehrere seiner Amtsbrüder schon gestrauchelt waren? Dieser Gottesmann lebte in menschlicher Unwahrheit — plötzlich sah Henny es ganz deutlich. Er predigte ein Kompromiß, er versteckte sich vor sich selbst . . .

Übrigens stand sie nicht allein mit diesem Verdacht. Es gab eine beträchtliche Partei in Ölste, die Pastor Degenhardt mit Verachtung strafte, deren Macht aber wuchs, weil sie im Recht war.

Es war ganz klar ... Sie wußte jetzt, wo sie zupacken konnte. Hier kam sie zu einem sicheren Ergebnis. Mit wirren Augen sah sie auf — da hatte sie den Pastor schon aus dem Gesicht verloren. Verdrossen betrat Henny die Konditorei Dröge. Natürlich saß Johanna Degenhardt darin. In einem lebhaft klatschenden Damenkreise. Wie futterte die edle Johanna! Mit züchtiger Gebärde und mildem Blick freilich. Ja, Süßigkeiten waren ihre Schwäche. Man sagte sogar, daß sie jeden Nachmittag bei Dröge sei und zu Hause etwas wie einen zweiten Konditorladen halte. Warum man wohl Johanna Degenhardts Manieren so schätzte? Henny hatte sie recht unverschämt gegrüßt und auf diese Weise auch den Gruß ihrer Bekannten beeinflußt. Deutlich konnte Henny ein Abrücken der schmatzenden und schnaufenden Gesellschaft merken. Aller Augen hingen an der Schwester des ‚geliebten Pastors‘. Auf Hüte und Kleider neu eintretender Damen glitten sie zuweilen ab.

„Verleumderbande!“ Henny zischte es plötzlich vor sich hin. Man sah sie an, ohne das Wort verstanden zu haben. Daß es böse, gewiß ordinär und vielleicht sogar auf den Nebentisch gemünzt war, konnte man vermuten. Die Damen blickten sich kopfschüttelnd an. Dann sprachen sie, ohne Henny zu beachten, weiter. Diese aber kam ganz plötzlich, ohne Zusammenhang mit ihnen, zu einer neuen Erkenntnis. Aus dem muffig süßen, geschwätzigen Dunst der Konditorei löste es sich wie mit Flammenbuchstaben. Große Begriffe verbanden sich mit den kleinen. Henny dachte: ‚Krieg und Drückebergerei ... Kreuzigung und Apfeltorte! ... Ihr sollt mal Ernst sehen — ihr sollt auch mal bluten ... Aber es kann auch Punschtorte sein ... Punschtorte ist sogar besser, wegen des Alkohols ... Noch un-

angenehmer für einen Geistlichen ... Recht süß muß sie sein — wegen Johanna ... Und die Aufschrift? ...' Hm, da stand sie ja auf der Miene des alten, boshaften Doktor Kuttner nebenan — der mit dem Klumpfuß, der Sozialdemokrat, der ließ sich nicht vor Pastor Degenhardts Entsagungswagen spannen ... Wie höhnisch er zu Johanna und ihren Klatschmäulern hinüberblinzelte ... Henny kannte ihn nur von Ansehen, aber die Aufschrift der Torte las sie glatt von seinem Gesicht ab ... Das mußte darauf stehen, nichts andres ... Und wie sollte er zu ihm kommen, der niedliche Schneeball, der eine Lawine wurde? ... Auch das noch flammte im süßen Duft der Konditorei auf ....

Henny räusperte sich und schlug derartig mit dem Löffel auf den Marmortisch, daß alles um sie herum klirrte. Auf solche Weise Fräulein Alma zum Zahlen zu rufen, galt für höchst unanständig. Das brachte in Ölste nur Henny Kregenow fertig. Man wußte nicht, daß sie es in sinnloser Erregung getan. „Unerhört!" murmelte Johanna Degenhardt. Fräulein Alma aber folgte dem Ruf, den sie sonst kaum beachtet hätte. Auch sie wußte, was christliche Duldung war — außerdem konnte man annehmen, daß der peinliche Gast, nachdem er bezahlt, das Lokal verlassen würde. Hennys Gesicht war blaurot — Scham, Trotz und Schadenfreude kämpften in ihr — absichtlich brachte sie Fräulein Alma durch ein hohes Trinkgeld in Verlegenheit. Dann setzte sie mit einer greulichen Grimasse ihre große Lesebrille auf und lief davon.

Bald saß sie eingeschlossen in ihrem Zimmer und malte ihr zweites Werk. Es war ein rundes, aus Kartonpapier geschnittenes Blatt, das auf der Punschtorte liegen sollte. Um den Rand hatte Henny, die

wie zu vielem auch zum Zeichnen begabt war, einen Kranz von Vergißmeinnicht gezogen. Die Blütchen waren ihr in den einfachen Wasserfarben so gut gelungen, daß sie fast milder dadurch gestimmt wurde. Aber sie wußte unerschütterlich, was sie vorhatte. Es kam nur noch auf eines an: nicht entdeckt zu werden. Endlich hatte sie auch die Aufschrift. In schönen, lateinischen Druckbuchstaben war zu lesen:

Im Kranze von Vergißnichtmein
Will ich, der Fernste, nah dir sein.
Der Mensch ist böser als dein Wunsch —
Von außen Zucker, innen Punsch.
So wird es dir und Hannchen schmecken,
Man muß sich nach der Decke strecken.
Das hast du immer ja getan
Auf deiner dunkelhellen Bahn.
Du sprichst, wo du im Vorteil bist,
Und schweigst, wo was zu sagen ist.
O Glorie über deinem Haupt
Für Arndt und jedermann, der's glaubt!

Diakonus Arndt war der Superintendent des Kreises. Die letzte Zeile gefiel Henny besonders. Immer wieder las sie ihr Gedicht. Ja, es war gemäßigt und grausam, dunkel und deutlich zugleich. Der, für den es bestimmt war, mußte es am besten verstehen.

Die Widmung in einem geschlossenen Kuvert? Nein! Wenn die Torte auch von Dröge geschickt werden sollte. Darum eben offen — erst recht! Hennys Blick schärfte sich immer mehr. Sie durchschaute auch die wahre Sinnesart des Konditors. Dem Pastor gegenüber lauter Verbeugungen — hinter seinem Rücken Schadenfreude. Es kam so: Die Bestellung der Torte nahm Frau Dröge entgegen. Die wurde täglich dicker und stumpfsinniger. Wenn die das Geld

für die Torte sah, lag ihr jeder Verdacht fern. Henny konnte sogar den Zusatz wagen: „Bitte die Punschfüllung recht stark zu machen. Die Torte soll besonders schön nach Punsch riechen.“

Von wem bekam er sie? Das war am genialsten gefunden. Eine anonyme Bestellung wäre an Herrn Dröges bürgerlicher Vorsicht gescheitert. Henny unterschrieb die Bestellung — H. Gr. v. Wtrfd. Da konnte das gute Gedächtnis der Ölsterer nur auf e i n e n kommen. Vor Jahren, als Henny noch ein Kind gewesen, hatte ein junger Graf Winterfeld, Hieronymus mit Vornamen, die Ölsterer Garnison auf den Kopf gestellt. Ein Nachkomme der Schnapphähne schien er zu sein — ein romantischer Dunstkreis von Weibergeschichten, Schulden und Gelagen war um die Gestalt dieses Kürassierleutnants. Besonders hatte ihn der Kreis der ‚Verzichter‘, der moralischen Mahner, in den eben auch der junge Pastor Degenhardt eingetreten, gefürchtet. Graf Winterfeld, ein witziger Kopf, führte den Friedenskrieg des Übermuts gegen ihn. Dann war er plötzlich an seinen Schulden gescheitert. Abschub nach Amerika hatte ihn Ölste entrückt. Aber konnte er nicht heimgekehrt sein, um vielleicht als Freiwilliger fürs Vaterland seine Jugendsünden gutzumachen? Es sah ihm auch gleich, daß er vor der Fahrt ins Feld dem Oberhaupt der ‚Verzichter‘ noch eins auswischte. Er schickte dem Pastor Degenhardt eine Punschtorte — dann rannte er lachend wider den Feind.

Henny sah den Roman des Grafen Hieronymus Winterfeld vor sich. Sie hätte ihn niederschreiben können. Aber sie verachtete das unnütze Schreibehandwerk. Rasch machte sie alles fertig. Widmung, Geld und Brief staken in einem gemeinsamen Kuvert.

Einschreiben konnte sie es nicht lassen, denn auf ein Postamt wagte sie sich nicht. Sie wollte die Bestellung draußen am Bahnhof in den Kasten werfen. Schmerzlich blieb nur die Geldausgabe. Sechs Mark legte Henny für Torte und Sendung an. Ja, ihre Rache versprach überhaupt recht kostspielig zu werden. Erst das Diktat für Paula. Aber von ihrem zweiten Streich mußte sie mehr haben. Mochte ihr ganzes Sparkassenbuch dabei draufgehen — es konnte zu nichts Besserem taugen. — —

Pastor Degenhardt löste mit freundlich unsicherem Lächeln die Hülle von der Torte, die soeben aus der Konditorei Dröge abgegeben worden war. Er teilte ein wenig die Schwäche seiner Schwester für Süßigkeiten. Deshalb hatte er beim Anblick dieser Sendung, obwohl ihre Herkunft unbekannt war, zunächst ein angenehmes Gefühl. Dem Burschen, der sie abgegeben, waren fünfzig Pfennig zuteil geworden. Johanna war nicht zu Hause — das neugierige Dienstmädchen wagte sich nicht ins Zimmer. Pastor Degenhardt schnüffelte. Das eine war schon gewiß — die Art der Torte liebte er nicht. Diese verkappten Alkoholteufel aus Konditoreien und Schokoladengeschäften waren ihm zuwider. Interessant blieb ihm nur der Absender. Vergebens suchte Pastor Degenhardt seinen Namen. Ein Gedicht? In lateinischer Druckschrift? Wer wagte auf so sonderbare Weise an ihn heranzutreten?

Aber er mußte ja das Gedicht erst lesen. Vielleicht war es nur ein harmloser Scherz. Nein, nein ... Das war schon etwas andres ... Es summte ihm im Kopf ... Diese Verse — dazu der fatale Punschgeruch ... Er wollte die Torte sogleich an Dröge zurückschicken. Aber irgend etwas machte ihn kraftlos.

Er stand mit gesenktem Kopf und starrte auf die Verse. Er atmete den Punschgeruch ein . . .

Da kam Johanna. Bald brannte es in der Pastorwohnung. Johanna spielte nur das edle Gleichmaß ihres Wesens. Im Grunde war sie höchst reizbar. Sie zeigte sich dann als das echte Geschöpf von Olste. Ein flammender Zorn gegen alles, was ihr verächtlich war, ergriff sie. Der Bruder konnte sie nicht beruhigen. Sie machte, seiner Neigung entgegengesetzt, eine große „Affäre“ aus der Torte. Sie kam auf hundert Möglichkeiten, wer der Absender sei, sie ahnte eine ganze Verschwörung. Selbstverständlich wollte sie nachmittags schon die Torte zurückschicken — nein, sie wollte sie selbst zu Dröge tragen und dabei feststellen, wer sie gesandt hatte.

„Fasse dich doch, Johanna! Füge zum Ärger nicht noch Unheil! Ich glaube, der Unbekannte wünscht, was du vorhast! Geh nicht zu Dröge, laß den Schmutz im Dunkeln! Ich glaube, am besten stellen wir die Torte auf den Küchenbalkon, denn sie riecht derartig nach Alkohol, daß auch dein Verstand getrübt wird!“

„Durchaus nicht, Heinrich! Ich bin ganz klar! Ich habe Punschtorte sogar sehr gern, nicht wegen des Alkohols, sondern wegen der Fruchtfüllung — außerdem macht keiner sie so gut, wie Dröge! Aber das laß ich nicht auf mir sitzen! Dieses Gedicht! Hast du es denn ganz verstanden? Ach, du bist ja viel zu vornehm für solche Infamie! Ich glaube, du bist noch gar nicht in den ganzen Sinn eingedrungen! ‚So wird es dir und Hannchen schmecken — man muß sich nach der Decke strecken!‘ Unerhört! Auch mich noch hineinzuziehen! Deine Bahn nennt er hell und dunkel? Dieser Schurke! Du sprichst, wo Du im Vorteil bist! Du schweigst, wo was zu sagen ist? Dieses Ungeheuer! Aber man

kennt deinen Wert in Ölste! Die anständige Bürgerschaft —!"

Pastor Degenhardt ließ sich schwer in einen Sessel fallen. „Genug, genug, liebe Johanna . . . Warum willst du breit treten, was bei Dröges vielleicht ganz harmlos aufgefaßt worden ist . . ."

„Meinst du? Oh, da täuschst du dich! Wie kämen die Leute dann dazu, eine so auffällige Bestellung für dich auszuführen?"

„Das wundert mich ja auch . . . Es ist eigentlich eine unbegreifliche Rücksichtslosigkeit . . . Richtig wäre es gewesen, wenn Herr Dröge sich mit mir zuvor in Verbindung gesetzt hätte . . ."

„Nein, das ist ölsterisch! Er verhält sich dummschlau! Er wartet ab, was draus wird! Einstweilen erzählt er es als nette Anekdote jedem, der bei ihm Kaffee trinkt!"

„Johanna, hältst du das für möglich? Weiß man denn nicht mehr, wo man lebt? Wir kaufen bei Dröge — du verkehrst jeden Tag bei ihm —"

„Nun, jeden Tag, lieber Heinrich —!"

„Ich meine, man sollte doch denken, daß die Leute wüßten, wie sie sich zu benehmen haben! Aber nur nicht an die große Glocke damit! Nur keinen Skandal! Ich weiß, es gibt Elemente, die mit Haß vergelten, je mehr Liebe man spendet! Die einzige Strafe für solche Geschöpfe ist Nichtbeachtung! Nur so zieht sich das Gewürm in seine Schlupfwinkel zurück!"

Johanna ging mit großen Schritten umher. „Nein, Heinrich! Ich kann nicht so denken, wie du! Es handelt sich ja auch um mich in dem Gedicht!"

„Mein Gott, ein Vers — wie heißt er doch — ‚so wird es Dir und Hannchen schmecken' —"

Johanna stampfte mit dem Fuß auf. „Zitiere noch den Dreck! Du stehst mir zu hoch dafür! Ich will,

daß sich nichts an dich heranwagt! Farbe bekennen soll die Bande! Ich werde sie schon ausräuchern — verlaß dich drauf! Sonst glauben sie ja, man fürchtet sich vor ihnen! Aber nun bring' ich die Torte weg — jetzt ist die günstigste Zeit — jetzt sind keine Leute bei Dröges!"

„Tu, was du nicht lassen kannst. Nur daß der Punschgeruch aus dem Zimmer kommt. Ich werde beide Fenster öffnen."

Johanna lief mit der Torte fort. Als sie sie einwickelte, sah sie, daß ein Teil des Fruchtbelags an der Widmung hängen geblieben war. Ganz ließ der Schaden sich nicht ausbessern. Sie tat es, so gut es ging, dann steckte sie nach einigem Zögern ein süßes Überbleibsel in den Mund. — „Ach, kommt die Torte wieder weg, Fräulein?" fragte das Dienstmädchen. Johanna nickte nur düster. „Blöde Person," dachte sie. „Vielleicht ist es auch schon Bosheit."

6

Das Modell

Diesmal ‚fleckte es', wie Hennys Vater in Weinlaune zu sagen pflegte. Mit schneller Behutsamkeit erforschte sie die Wege, die ihr Gift durch die Lebensadern von Olste ging. Es war ein Gedanke, zu dem Henny sich beglückwünschte, den Pastor gerade ins Gerede zu bringen. Er konnte nicht, wie ihre Schwester, einen Anwurf aus dem Dunkeln im Dunkel seines scheuen, vornehmen Wesens lassen — er war nun einmal ein Mann der Öffentlichkeit. Den Fluch solcher Würde und Bürde lernte er jetzt erst kennen. Seine

lieben Olsterer waren ein undankbares, grausames Geschlecht. Gewisse Elemente schienen nur darauf gewartet zu haben, an Pastor Degenhardts weißem Bilde schwarz herumzustricheln. Man ging sehr weit in den kleinen und großen Bosheiten. Nicht nur, daß die Geschichte von der Punschtorte, hinter deren Absender richtig der tolle Junker von Winterfeld vermutet wurde, Stadtgespräch wurde — auch im Hause Kregenow, in Hennys Gegenwart, wurde sie immer wieder erörtert —, sogar die Presse nahm sich ihrer an. Natürlich die Winkelpresse mit dem geheimen Revolver, die ihren Hauptvertreter in Herrn Egon Moosleben vom ‚Olsterer Boten' hatte. Der verschaffte sich, man wußte nicht wie, das berüchtigte Gedicht von der Punschtorte; eines Morgens stand es im Blatt. Die Anspielung, wem es galt, war natürlich deutlich genug.

Armer Pastor Degenhardt... Nun mußte der Unschuldigste von allen Spießruten laufen. Vermutlich erfuhr das Konsistorium von der peinlichen Geschichte. Vielleicht wurde die Punschtorte des Pastors Lebenskrisis. Aber Henny hatte kein Mitleid mit ihm. Sie rührte, schwelgend und ungesehen, in ihrem Hexenkessel herum. Sie ließ die schlimmen und höhnischen Gerüchte nicht zur Ruhe kommen. —

Darüber nahte Paulas Hochzeit heran. Heinrich Theodor Locke erfüllte das Kregenowsche Haus mit der Wichtigkeit dieses Ereignisses. Er hatte seine Selbstsicherheit, die durch Magda Tiedge erschüttert worden, wiedergefunden, denn es war ihm geglückt, die Schauspielerin aus Olste zu entfernen. Der Direktor eines Kölner Kabaretts, ein alter Bekannter Heinrich Theodors, hatte Magda Tiedge einen Antrag gemacht — diese ahnte nicht, warum das Glück zu ihr kam, und nahm

den Antrag freudig an. So wurde Heinrich Theodor sie kurz vor der Hochzeit los. Erleichtert fühlte er sich, und bald tat ihm die Abstandssumme leid, die er der Schauspielerin senden mußte.

Zu seinem Ärger traf er bei den Kregenows nicht auf dieselbe Hochzeitsfreude. Man sprach dort immer von der ernsten Zeit — die dulde keine lauten Feste und vor allem keine großen Ausgaben. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß er als ‚Reklamierter‘ keine Veranlassung habe, in der Heimat Feste zu feiern. Schließlich brach Heinrich Theodor an der Abendtafel einen Streit vom Zaun. Henny war im Konzert — da konnte man sich zu einer Aussprache entschließen. Henny war der Grund, daß man keine Stimmung für die Hochzeit aufbrachte, daß man sich fast davor fürchtete. Der Vater sprach davon, ihr Gefühl schonen zu müssen; es habe eine besondere Bewandtnis damit und dergleichen aufreizendes Zeug. Heinrich Theodors innere Roheit kam zum Durchbruch. Er wagte schon alles im Hause des Schwiegervaters. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und schrie: „Fällt mir ja gar nich ein! Ich werd' mich doch nich um so 'ne giftige Fratze kümmern! Für so 'n ekligen Neidhammel bin ich nich zu haben! Wenn ich Hochzeit mache, mach' ich Hochzeit! Wollt ihr das Scheusal vielleicht noch unterstützen? Haltet ihr's für richtig, daß die eigene Schwester meine Braut beneidet und ihr Glück nich sehen kann? Zum Donnerwetter nich noch mal! Ihr habt euch ja schön von dem Mädel tyrannisieren lassen! Ich kann euch bloß sagen: nehmt euch vor ihr in acht!“

Fritz Kregenow war krebsrot geworden vor Ärger über solche Sprache. Schließlich war Heinrich Theodor Locke doch immer noch ein Fremder für ihn. Aber er

wagte nicht, ihn zurechtzuweisen. Er war eines fremden Menschen nie sicher und fürchtete in letzter Stunde noch den Rücktritt des Bräutigams. Emilie ärgerte sich nicht allzu sehr, denn sie billigte jedem ‚wirklichen Mann‘ die Sprache Heinrich Theodors zu. Bekümmert sah sie ihren Schwiegersohn an. Dieser wurde von Lottchen unterstützt, denn die lebte schon in der glanzvollen Hochzeit. Paula selbst aber, in einer Schwermut, deren Ursache geheim blieb, suchte Heinrich Theodor zu beschwichtigen. Sie umarmte ihn und rief: „Bitte, liebster Heinz, sprich nicht so von Henny! Henny ist bloß unglücklich — das hab' ich dir schon so oft gesagt! Sie meint es nicht so schlimm! Sie wird von Sachen getrieben, die wir nicht beurteilen können! Daran muß man immer denken! Ich glaube übrigens nicht, daß sie uns Schwierigkeiten macht!“ —

Die Hochzeit wurde im Sinne Heinrich Theodors gefeiert. Lottchen und Elsbeth Francke waren Paulas Brautjungfern. Gegen eigenes Wünschen und Hoffen hatte sie es für nötig erklärt, auch Henny dazu aufzufordern, doch Lottchens wütender Protest hatte sie umgestimmt. Mit Henny könne sie nie vor dem Altar stehen, rief Lottchen leidenschaftlich — lieber gehe sie ins Wasser! Diese Aussicht bedrohte die Hochzeitsstimmung noch mehr — so war man bei Elsbeth Francke geblieben. —

Henny überraschte durch eine kühle, stille Freundlichkeit am Hochzeitsmorgen. Sie wohnte der Kranzüberreichung bei, sie küßte Paula herzlich. Scheinbar ganz bei der Sache, schloß sie sich der Fahrt zur Kirche an. Ein neues, rostrotes Kleid hatte sie sich anfertigen lassen — es fiel etwas aus dem Ölsterer Gesellschaftsbilde heraus, aber es brachte ihre gute Gestalt zur Geltung, und so hatte Paula den Einfall, Henny zu

sagen, wie vorteilhaft sie heute aussehe. Erschrocken fand sie sofort den steinernen Ausdruck auf Hennys Antlitz wieder.

Man stand in der Kirche. Pastor Degenhardt traute das Paar und hielt die schönste Predigt, die man je von ihm gehört hatte. Wie kam das? Henny brannte das Blut in den Wangen. Dieser Mann mußte vieles überwunden haben. Er predigte das Christentum der Zeit. Zufällig gab er einem gleichgültigen Paar sein Tiefstes. An Heinrich Theodor Locke verschwendete er, was der wie ein hübsches Möbel für seine neue Wohnung hinnahm. Paula sog es freilich mit großen Sehnsuchtsaugen in sich ein. Ja, Pastor Degenhardt sprach eigentlich nur von sich. Plötzlich glaubte Henny, daß die Augen des begeisterten Predigers auf ihr ruhten. In seiner Stimme hörte sie etwas, was sagte: ‚Das Gute danke ich dem Bösen in dir! Krümme dich, du Schlange! Glaube ja nicht über mich zu triumphieren! Jetzt bist du doppelt verworfen!‘

Hennys Augen brannten. Alle weinten um sie her — sie konnte nicht weinen. Sie hatte keine Zuflucht mehr, als sich nach ihrer eigenen, höllischen Einsamkeit umzusehen . . .

Das Paar war getraut. Die Gratulanten umdrängten es. Paula suchte ihre Schwester. Schmerzvoll bemerkte sie, daß Henny sich absichtlich verbarg. Geduckt hielt sie sich hinter einem Pfeiler, nur mit dem Wunsche, unbeachtet zu bleiben. Paula sah sie im ärgsten Rückfall — so wurde das Fest nur Qual für sie. Die bösen Augen neidischer Verlassenheit spürte sie in der Nähe. Sie dankte Gott, daß des Krieges wegen auf ihrer Hochzeit nicht getanzt wurde. Wer würde auch mit Henny tanzen? Später, im Hotel ‚Zum Lamm‘, kämpfte Paula immer wieder damit, ob sie

die in einem Winkel Hockende, die auf allen Gästen lastete, zu sich heranziehen sollte. Was war das Schlimmere? Henny konnte Heinrich Theodor durch ein rasches Wort in Wut bringen. Dann war die Feststimmung ganz dahin. Ratlos blickte Paula auf Lottchen.

„Laß sie!“ zischte diese erbittert. „Schon schlimm genug, daß sie dir deine Hochzeit verdirbt — sie soll sich nicht noch was einbilden! Wir achten gar nicht auf sie! Außerdem hat sie gegessen für drei und Sekt hat sie getrunken, daß ich mich vor meinem Tischherrn geniert habe!“ —

Paulas Hochzeitsnacht verbrachte Henny schlaflos. Vergebens suchte sie Hilfe in ihrem dunkel verstrickten Selbst. Erst als der Morgen dämmerte, kam es wie ein letzter Ausweg auf sie zu. Sie durfte nicht an Paula denken. Sie mußte ihren Verderberblick auf andre, viel ferner Stehende richten. Ohne Rücksicht, ohne ‚Liebe‘ ... Der Reihe nach betrachtete sie die Hochzeitsgäste. Zuletzt fielen ihr die Brautjungfern ein. Lottchen ließ sie laufen. Aber Elsbeth Francke? ... Was war da zu machen? ... Mancherlei! Auch die war Braut. Braut eines Mannes, den Henny verabscheute. Außerdem liebte sie die moderne Kunst und stand nach Olsterer Meinung an der Grenze des Erlaubten. Mancherlei war zu machen ... Elsbeths Vater? Ein stadtbekannter Arzt. Auch die Ärzte hatten dunkle Seiten ihres Lebens. Besonders dieser, der ein ‚Forscher‘ und ‚Ethiker‘, ein eitler Allesbesserwisser war, der Henny von Kindheit auf mit grausamer Wissenschaftlichkeit behandelt hatte. Etwas wußte sie aus seiner Vergangenheit, was immer einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Auch jetzt fiel es ihr wieder ein. Aber sie scheute sich davor. Nicht, weil sie eine Gefahr nicht zu überwinden glaubte, sondern weil der Teufel

in ihr spürte, daß das menschlich Gute immer wieder zum Guten gedieh. Um etwas wirklich Gutes handelte es sich nämlich, so schwer es auch auf Doktor Johannes Francke lastete. Vor Jahren hatte er einen Verwandten der Kregenows, der an unheilbarem Krebs litt, behandelt. Vor dem aussichtslosen Siechtum, das noch qualvolle Monate verhieß, hatte sogar die Frau des Kranken schließlich nur den Wunsch gehabt: Abkürzung, Ende. Doch nicht nur die Natur verbot ein ärztliches Vorgreifen, sondern auch das Staatsgesetz. Tief hatte Doktor Francke, der dem armen Weibe recht geben mußte, mit seiner Pflicht gerungen. Dann aber hatte er es gewagt. Eine starke Dosis Morphium erlöste den Kranken . . .

So erzählte man sich in Ölste. Es war seit Jahren ein beliebtes Thema zum Schaudern und Bewundern. Man sah einen Edelmut, der knapp am Kriminalgericht vorbeigekommen. Doch damit hing es wohl zusammen, daß Doktor Francke nichts so fürchtete, als jener Tat wegen gelobt zu werden. Abgebüßt hatte er sein ‚Verschulden' inzwischen hundertfach durch gute Tat. —

Als Henny nach Paulas Hochzeitsnacht ins Freie trat, bekam sie plötzlich ein neues Bild von Doktor Johannes Francke. Er war doch wohl an jener Stelle zu packen, die ihr bisher unverletzlich erschienen war. Um so wirksamer konnte ihre Rache sein, weil sie den Verhaßten nicht in die Schlinge seiner bösen, sondern seiner guten Eigenschaften brachte. Er war ja im Grunde sicherlich stolz auf seine Tat — nur mit dem Staatsgesetz wollte er nicht in Konflikt kommen. Deshalb unterdrückte er ‚selbstlos', was alle Welt wußte.

Doch Elsbeth? Elsbeth, die Blonde, die Kluge, die allgemein Beliebte, Hubert von Wunsiedels bleich-

süchtige Braut? — Der war im Feld — den brauchte man nicht zu fürchten. Bildhauer Rottmann aber ...? Warum lernte Elsbeth, die sicherlich kein Talent hatte, seine Kunst bei ihm? Konnte der Assessor wirklich damit einverstanden sein? — —

Nach wenigen Tagen erhielt Egon Moosleben für das Feuilleton seiner Zeitung ‚Der Ölsterer Bote' eine Novellette, die ihm sogleich durch ihre Pseudonym auffiel. ‚Arzt und Richter' hieß sie — ‚von einer Rächerin'. Er las die Maschinenabschrift sofort. Nirgends zeigte sich eine Spur des Verfassers. Egon Moosleben blieb auf dunkle Vermutungen angewiesen. Um so deutlicher aber wurden ihm die Modelle der kleinen Schlüsselgeschichte. Da war nicht ohne Talent die berüchtigte Morphiumaffäre des Doktor Johannes Francke erzählt. Eigentümlich war der Grundton. Man glaubte eine Verherrlichung des beliebten Arztes zu lesen und sah auch einen edlen Richter, einen sehr bekannten in Ölste, der alles wußte und sich nicht zum Eingreifen entschloß. Dann kam die überraschende Pointe: man merkte gegen Schluß dem Arzt eine Neigung für die Witwe seines Patienten an. Er erlöste auch die Frau. Für wen? Das blieb freilich dunkel. Der Richter aber schien nur deshalb nicht einzugreifen, weil er ein sehr auffälliges Bedauern für die Gattin des Arztes empfand ... Ein guter Redakteur hatte sich vor allem eines zu überlegen: Wie stark war die Partei, die sich über die Veröffentlichung dieser Geschichte freuen würde, und wie stark war die andre, die sie verdammen würde? Einbuße an Abonnenten war nicht zu befürchten; die Sache war zu geschickt gemacht. Man kam zu keinem festen Resultat, die Sensation überwog die Parteinahme. Außerdem hatte der Arzt, wie der Richter, in Ölste Feinde. Die Ein-

beziehung der Frauen war besonders geschickt, da das Gebiet der ‚unbegrenzten Möglichkeiten‘ aufgetan wurde. Zu fassen war die Sache nicht. Jede Redaktion, die sie brachte, konnte die vollendete Unschuld spielen. Egon Moosleben entschloß sich. Er brachte noch einige Unverhülltheiten aus der Geschichte heraus und übergab sie dann seinem Redaktionskollegen Freudsheim, der ein Lyriker war und nie etwas merkte. Freudsheim war für die Sonntagsbeilage verantwortlich — so hatte Egon Moosleben überhaupt nichts mehr zu befürchten. — —

Doktor Johannes Francke las in seiner alten Doktorkutsche die Sonntagsbeilage des ‚Olsterer Boten‘. Eine Patientin hatte sie ihm gegeben, die ihm nicht sympathisch war. Frau Rektor Breitenbachs verschwommene Miene hatte so sonderbar gelächelt, ihre Äuglein hatten so giftig geglänzt — was mochte hinter der warm empfohlenen Novelle stecken? ‚Arzt und Richter‘ hieß sie. Doktor Johannes Francke machte sich sonst nichts aus Novellen, besonders aus denen im ‚Olsterer Boten‘. Er las mit dumpfem Kopf, während seine Kutsche über das schlechte Pflaster holperte. Dann wußte er plötzlich Bescheid. Erst an einer geringfügigen Wendung merkte er, was mit dieser Geschichte gemeint war. Die Frau des Agenten Kregenow, die arme, tapfere Frau . . . Wie lange war das her . . . Ja, sie hatte solche verlöschende und doch reizvolle Stimme gehabt . . .

Der ganze Fall nach sieben Jahren aufgedeckt. Das bitter Durchlebte, endlich Begrabene wieder vor allen Augen . . . Wer tat ihm das an? Doktor Franckes Augen starrten auf das Pseudonym. ‚Eine Rächerin‘? Er kam auf keine Vermutung, aber das Wort haftete in ihm, und er ahnte zum erstenmal den unversöhn-

lichen Haß einer mißratenen Kreatur. Weiter dachte Doktor Francke nicht. Wo sollte er auch in seinem Patientenkreise den Verfasser eines Pamphlets finden? Ein Pamphlet war es, trotz der abgründig schillernden Vorsicht. Und Anspielungen wurden gemacht! Plötzlich stampfte Doktor Francke vor Wut. Der Bauernsohn erwachte in ihm. Er zertrat fast den Boden seines Wagens. Lemke, sein alter Kutscher, blickte erschrocken vom Bock herunter.

Diese Gemeinheit! Dieser nichtswürdige, sinnlose Überfall! Umsonst also alles, was er in treuer Arbeit erreicht! Irgend ein Wicht nahm sich das Recht... Aber man kannte ja dieses Schundblatt. Man nahm einfach den Redakteur am Kragen. Gestehen mußte der Bandit . . . Außerdem — rein nur, wie sonst, konnte Doktor Johannes Francke aus der Sache hervorgehen. Das beruhigte ihn etwas. Namenlos peinlich war es nur, daß der Amtsgerichtsrat Bärwald mit hineingezogen wurde. Der und Betty? . . . Lächerlich! . . . Sie verulkten sich seit zwanzig Jahren. Bettys wegen hatte der Amtsgerichtsrat gewiß nicht geschwiegen. Und Liese Kregenow, das arme, tapfere Weib? Ganz entschwunden war sie Doktor Francke. Sie lebte seit Jahren in Baden-Baden. Damals freilich — wie wenige Frauen hatte sie auf ihn gewirkt. Sonst wäre er ja nicht dazu gekommen, ihren Dulder einschlafen zu lassen. Aber rein, unangreifbar war alles gewesen. Ein erschütterter Arzt, eine bis zum letzten opferbereite Frau — verstand das dieser Schmierfink nicht? Doktor Francke stampfte noch einmal. Wieder blickte Lemke erschrocken vom Bock herunter.

Zu Hause angelangt, war der Doktor nur davon erfüllt, mit Betty zu reden, alles sofort zu tun, was dem Feind in den Rachen fiel. Überrascht sah er,

daß seine Frau ihm mit verweinten Augen entgegenkam. „Ja, was ist denn los, Betty? Hältst du vielleicht den ‚Ölsterer Boten‘?“

Sie sah ihn verwirrt an: „Wie meinst du das? Ich versteh’ dich nicht . . .“

„Na, du hast doch gewiß schon die Sudelei da gelesen?“

Betty nahm das Blatt und schüttelte den Kopf: „Nein, Johannes. Was mich bedrückt, ist etwas andres.“

„Noch etwas?! Herrgott, heut ist ja ein Unglückstag!“

„Ich behellige dich nicht gern damit, aber ich muß es dir sagen. Fasse es bitte recht ruhig auf. Es handelt sich selbstverständlich um eine gemeine Verleumdung —“

„Noch eine?!“

„Johannes, was ist dir denn? Was steht in dem Blatt? Aber höre erst, was ich dir zu sagen habe . . . Ich bekam heute morgen von Hubert einen Brief.“

„Ist ihm was passiert?“

„Nein, er ist gesund. Aber man sieht, es gibt auch in dieser Zeit, wo alle eines Sinnes zu sein glauben, Feinde im eigenen Land. Kreaturen, die aus dem Hinterhalt auf einen Mann schießen, der für sie im Felde steht.“

„Betty, was meinst du?“

„Hubert hat einen anonymen Brief bekommen. Aus Ölste. Ein sogenannter Freund teilt ihm mit, daß seine Braut — ich kann es dir kaum wiedergeben — daß seine Braut, während er draußen ist, einem hiesigen Bildhauer Sitzungen gewährt — Sitzungen, die —“

„Herrgott, sprich dich doch aus!“

„Es ist zu niederträchtig . . . Also, es wird in dem Brief behauptet, daß Elsbeth bei Rottmann nicht nur in erlaubter Weise studiert, sondern daß er auch —

ihren — ihren Körper modelliert. Für wen? heißt es in dem Brief — für den deutschen Schönheitskultus vermutlich — vielleicht auch als Geburtstagsgeschenk für den Herrn Bräutigam . . ."

Doktor Francke warf sich aufs Sofa, daß die Federn krachten. Er war leichenblaß geworden. Indem er die Augen zukniff, trommelte er mit den Fingern auf dem Polster.

„Solchen Brief hat der arme Mensch bekommen, nachdem eben ein Angriff der Engländer vorüber war. Ist das nicht furchtbar? Und leider —"

Der Vater fuhr hoch: „Glaubt er es?!"

„Aber Johannes! Er ist nur überreizt, nicht wahr, es geht über seine Kraft! Das kann man sich doch vorstellen! Da wird auf die teuflischste Weise seine Eifersucht geweckt — draußen, zwischen all den Schrecken — nun ist alles möglich! Die ruhige Überlegung fehlt ihm! Zum Glück hat er mir geschrieben, nicht Elsbeth! Das rechne ich ihm hoch an! Ich mußte es ihr natürlich —"

„Du hast es ihr gesagt?"

„Aber was sollte ich denn tun, Johannes? Sie muß es doch wissen — so etwas darf doch keine Minute unbesprochen zwischen ihnen stehen!"

„Gib Huberts Brief her!"

Doktor Francke las, was sein künftiger Schwiegersohn geschrieben hatte. Es packte ihn. Zum erstenmal hörte er den Schmerz einer vornehmen Seele aus dem trockenen, jungen Beamten. Zum Glück sprach Hubert auch die Überzeugung aus, daß es sich nur um einen niedrigen Verleumderstreich handeln könne. Der Brief schloß mit der Forderung, alles zu versuchen, um den Übeltäter zu entlarven. Das war der rechte Ton für den beleidigten Vater.

Er sprang auf: „Gut! Anständig! Das wollte

ich bloß wissen! Hätte aber doch zwischen uns Männern bleiben sollen! Warum hat er nicht an mich geschrieben? Jetzt weißt du es! Und Elsbeth! Das ist das schlimmste!"

„Ach, du traust immer nur euch Männern was zu! Du kennst uns gar nicht! Elsbeth ist so stark! Die war so ehrlich entrüstet! Tränen liefen ihr über die Backen, aber sie erklärte mir, daß sie trotz allem heute nachmittag wieder zu Rottmann ginge! Deine Tochter!"

„Wo ist sie?"

„Sieh nur im Garten nach."

„Ich werde mit ihr reden! Und du — genieße inzwischen das da!" Er warf ihr das Zeitungsblatt hin. Betty nahm es ängstlich.

„Ja richtig — der ‚Ölsterer Bote' . . .?"

7

Hellmut von Nostiz

Der Sommer war trüb und regenschwer, wie oft in den Tälern des Industrielandes. Grau sickerten die Tage dahin. Der Krieg dauerte an und das Sterben der Jugend und der Kummer der Alten. Henny blieb abseits. Sie war vielleicht der einsamste Mensch in Ölste, denn sie verkannte, daß gerade die Not vereinigte. Draußen fühlte alles gemeinsam für eine Sache — Henny wußte nicht, welcher Reichtum darin lag. Wenn auch die Schwierigkeiten des Vaterlandes wuchsen, Trotz und Unlust sich regten — immer wieder galt es: vorwärts, nicht zurück. Das deutsche Fatum herrschte. Henny sah nur das Fatum ihres armseligen Einzellebens. Der Arbeitsmann konnte in enger Stube eine

Welt von Haß gegen England fühlen — Henny haßte immer noch die ‚Glücklichen'. In jedem Land.

Dabei war ihr Verstand stark genug, um ihr klar zu machen, wie niedrig sie unter hohen Bergen stand. Ihr Inneres blieb leer. Wohl hatte sie einen höllischen Brei angerührt, überall wallte und dampfte es um sie her — sie konnte sicher sein, daß ganz Olste von ihren Taten sprach. In einer Tarnkappe dabeizusitzen — das war ein seltener Genuß. Im Hause Kregenow brachten Vater und Kinder immer wieder etwas Neues an den Mittagstisch. Bald war es irgend ein Ärger, den Pastor Degenhardt und seine Schwester Johanna durch die Verse der Punschtorte gehabt. Bald behauptete man, daß doch etwas daran sei, daß Arthur Rottmann Elsbeth Francke modelliere. Bald hatte man den Amtsgerichtsrat Bärwald im Gespräch mit einem Düsseldorfer Staatsanwalt beobachtet.

Wenn die Rede auf die Geschichte ‚Arzt und Richter' kam, fuhr Fritz Kregenow dazwischen. Seinen alten Hausarzt ließ er nicht verunglimpfen. So gab es oft Streit am Kregenowschen Tisch — Henny war nur noch mittelbar die Ursache. Sie selbst wurde zur unbeirrbaren Komödiantin. Niemand konnte ihr ein tieferes Interesse an den Streitigkeiten anmerken. Nur Lottchen beunruhigte Henny zuweilen. In dem Backfisch lauerte die Beobachterin. Ihre Abneigung gegen Henny wurzelte so tief, daß sie die gefährlichste Waffe gegen sie besaß, ihren Instinkt. —

Zuweilen, wenn Henny die Olsterer Luft als zu brenzlich empfand, fuhr sie auf einige Tage nach Köln. Das Leben in der großen Stadt gab ihr eine andre Gedankenrichtung. Sie sah die alte rheinische Lebenslust, auch jetzt noch, und man kannte sie in Köln nicht. Man spürte hier sogar ihr Temperament und ihren

Verstand, mehr als in Ölste. Es geschah, daß sehr wählerische Herren nicht auf ihr Gesicht achteten, sondern konstatierten, daß sie schön gewachsen sei. Henny atmete freier. Als Starke fühlte sie sich endlich unter Starken. Es geschah ihr an einem grauen Regentage, als sie, vom Sturm fast hineingeweht, den Kölner Dom betrat, daß der farbige Zauber der Messe sie in die Kniee zwang. Zum erstenmal kamen ihre geknechteten Sinne in Harmonie mit der Menschheit. Blutende Pein fühlte sie, daß sie als Protestantin aufgewachsen war. Hier verfolgte man keinen Menschen der Natur wegen, hier bejahte man die Macht der Sinne. Vielleicht wäre Henny hier sogar zu einer Schönheit gelangt, die allgemeine Geltung hatte. Drüben, in Ölste, rümpfte man die Nase, wenn ein Mädel aus dem normalen Bilde fiel. Drüben war man ‚erledigt'. Hier, im Karneval, der ja einmal wiederkommen mußte, hätte Henny ihr großes, allberechtigtes Erlebnis gehabt . . .

Aber sie konnte nicht in Köln bleiben — sie mußte wieder über den Rhein, ins Joch zurück. Weiter wirkte dort ihr Gift — sie wußte es. Lüge und Verleumdung schliefen nicht ein, solange ihre Wurzeln im Boden steckten. Aber sie nahm etwas Neues und Entscheidendes nach Ölste mit. Sie wußte plötzlich, daß ihr die Menschen der Heimat nie genügen konnten, auch wenn sie sie in Grund und Boden vernichtete. Einsam blieb sie unter ihnen, nicht nur von Menschen gehaßt, sondern auch von Gott. So mußte sie ihre eigene Ausgestoßenheit verzaubern — das war der einzige Weg, um leben zu können. Umwandeln mußte sie, was man an ihr gesündigt hatte. Sich selbst zum Heil schaffen, was ihr abgesprochen wurde.

Lange grübelte sie, was die Verwirklichung solcher

Erlösung sein könne. Als sie wieder in Ölste war, hatte sie plötzlich die Spannung von früher verloren. Nicht mehr nach Rache suchte sie. Es war ihr, als ob alles, was sie zuvor erfüllt, ein schlechtes Gewand ihres eigentlichen Ichs gewesen wäre, das sie im Glanz des Kölner Domes abgeworfen hatte. Sie fühlte sich weicher, versöhnlicher. Nicht vor der Welt — vor sich selbst. Nur ihre eigene Seele konnte ihr Liebe, Verständnis geben. Langsam erschien ihr der Erlöser. Aus ihrer gequälten Phantasie holte sie ihn, ein zitternder Schemen zuerst, allmählich ein Mensch mit Menschenzügen. Dauer gab sie rastlos dem Phantom, Namen und Schicksal. Sie dichtete ihr Glück, sie verlobte sich mit ihm. Bald war Henny Kregenow Hellmut von Nostiz' Braut . . .

Seinen Namen hatte sie aus einem alten Heft der ‚Gartenlaube'. Sie wußte, daß er kitschig war, aber sie hatte keine Kraft, einen andern zu ersinnen. Demütig beugte sie sich vor ihrer ersten Eingebung. Hellmut von Nostiz stand selbstverständlich im Feld. Er war Leutnant, nein Oberleutnant in einem Infanterieregiment — nicht doch, nach zwei Stunden war er zur Garde-Feldartillerie versetzt, und Flieger konnte er auch noch werden. Das Eiserne Kreuz erster Klasse besaß er selbstverständlich. Wenn der Kaiser einmal auf ihn aufmerksam wurde, war ihm der Orden Pour le mérite gewiß. Wo stand aber Hellmut von Nostiz? Besser im Westen — im Osten stand man jetzt nicht. Er war — nun, blond. Nein, blond war Hubert von Wunsiedel, der Wirklichkeitsschuft. Phantasiehellmut war kastanienbraun. Ein zugespitzter, kurzer Bart umrahmte sein schönes Mannesgesicht. Das war doch etwas anderes, als der schnurrbärtige, unreife Semmelkopf des Assessors.

Bald hatte Henny auch sein Bild. Nach Düsseldorf fuhr sie, um es zu erlangen. Aus einer Zeitschrift hatte sie das Bild eines mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichneten Offiziers geschnitten. Sie ließ es in Kabinettgröße reproduzieren. Man schöpfte in Düsseldorf keinen Verdacht, hielt es für eine verliebte Laune, und Henny fühlte sich sicher. Das Bild entsprach ungefähr ihrer Phantasievorstellung. Hellmut von Nostiz hieß das Original freilich nicht, sondern Gustav Lemke. Er stammte auch nicht aus Koblenz, sondern aus Leipzig. Aber was kümmerte Henny das Original? Gegen dieses hatte sie sogar eine grimmige Abneigung. Ein sächsischer Familienvater wahrscheinlich. Ihr Held und Bräutigam aber . . .

Sie gab ihm einen schönen Rahmen, stellte ihn auf den Schreibtisch und schrieb vor dem geliebten Angesicht Brief auf Brief. Mit der genauen Feldpostadresse, die sie erfunden hatte. Eine Ausfüllung ihrer Tage, eine Wonne und Bereicherung ohnegleichen kam nun über sie. Das Schönste der plötzlich errungenen Brautzeit aber war es, daß sie sich ‚besser' werden fühlte. Wirklich, durch die Wüste ihrer Verbitterung war sie auf eine Oase gelangt, wo Menschen und Dinge mit freundlichen Augen betrachtet werden konnten. Sie hatte schon immer davon gehört, daß die Liebe besser mache — jetzt erst, aus sich selbst heraus, nur aus sich, begriff sie es. Freilich konnte dieses Begreifen nur in einem rastlos wirren Drange festgehalten werden. Nie durfte Henny sich aus der Hochstimmung selbstgeschaffener Leidenschaft in den Alltag verlocken lassen. Nie durfte sie ausruhen bei andern, normalen Menschen. Diese Wohltat genossen nur die Bräute der Wirklichkeit. Henny wurde weder von Mitleid, noch von Mitfreude gestützt. Henny erstarrte nach

außen, um innen erblühen zu können. Sie glaubte oft, daß ihr einsames Blut aus dem Glücksquell floß. Neben dem Schönsten wohnte das Häßlichste: das Grauen.

Es gab auch schlimme Nüchternheit neben dem großen Rausch: unabwendliche Zusammenstöße mit der Wirklichkeit. So konnte zum Beispiel der Briefkasten, in den sie ihre Briefe an Hellmut von Nostiz warf, sich nur in ihrem eigenen Schreibtisch befinden — draußen in der Welt gab es keinen dafür. Kein Liebesbrief der Phantasiebraut kam aus ihrem Zimmer. Das war das ärgste. Henny stöhnte jedesmal wie ein krankes Tier, wenn das eben Geschriebene, mit allen Liebesblüten Geschmückte in der traurigen Schublade versank. Diese seelische Ernüchterung hatte auch eine schlimme körperliche Folge. Henny verlor immer mehr den Trieb, die Luft der Wirklichkeit zu atmen. Sie ging nur, wenn es dunkel war, hinaus. Bei geschlossenen Fenstervorhängen saß sie an ihrem Tisch und schrieb. Sie hatte ihm ja soviel mitzuteilen. Keine Braut konnte sich darin mit ihr vergleichen. Aber sie schrieb nicht nur die Briefe an ihn, sondern auch die Briefe, die er an sie richtete — alles entstand in Hennys Zimmer . . .

Das gab ihr neben wachsender Verarmung auch gewaltigen Reichtum, auf den sie stolz war. Im Leben der andern sah sie nichts Gleichwertiges. Konnte Liebe einen größeren Besitz haben, als nicht nur die eigene Güte und Schönheit, sondern auch die ihres Gegenstandes? Henny schuf mit Künstlerhänden aus ihrer Einsamkeit die Welt der Zweiheit. Sie sorgte aus einem unerschöpflichen Quell für Treue und Vertrauen. Sie kannte ihren Hellmut, wie er sie kannte. Frage und Antwort, wieder Frage und Antwort —

aus demselben Munde, aus demselben Herzen und Verstand. Es war der zärtlichste Spiegel, den Selbstseligkeit erfinden konnte. Die andern waren alle arm dagegen . . .

In den beiden Schubladen des Schreibtisches häuften sich die Liebesbriefe. Links lagen die von Henny, rechts die von Hellmut. Es waren ungefähr gleich viele. Jeder Tag brachte Brief und Antwort. Zuweilen schrieb Henny auch von sich aus zweimal, um ihre bräutliche Ungeduld nach Antwort zu steigern. Dann hatte sie einen Vorsprung. Bald mußte sie sich nach einem zweiten Behälter für die anschwellende Korrespondenz umsehen. Darüber merkte sie in ihrem Fanatismus gar nicht, wie still es um sie wurde. Eigentlich lebte sie wie in einer Klosterzelle. Hatte sie noch Eltern und Geschwister? Tobte draußen noch der furchtbare Krieg? —

Der Hunger trieb sie morgens, mittags und abends an den Familientisch. Man staunte über sie, aber man wagte keine Frage, weil man ihre plötzliche Sanftmut als wohltätig empfand. Eines Abends jedoch, als Henny wieder mit wirrem Lächeln, völlig entrückt, vor ihrem Teller saß, kam eine bange Frage aus der Mutterseele: „Kind, was is denn bloß mit dir? Du bist so blaß wie 'n Tischtuch, und mager bist du geworden, daß man seinen Hut an dir aufhängen könnte! Nun ißt du auch nich mehr! Fehlt dir denn was? Aber du siehst zufriedener aus als je!"

Der Vater und Lottchen blickten erschrocken auf Emilie. Warum brachte sie das Unheil plötzlich wieder in Gang? Hatte man doch endlich ein bißchen Frieden im Hause.

Henny war aufgeschreckt, aber sie blickte ihre Mutter lächelnd an. Nie hatte diese gedacht, daß Hennys

Augen mit so mädchenhafter Scheu auf sie schauen könnten, daß Hennys Wangen der ersten, lieblichen Röte fähig wären. Ängstlich glitt Emilies Blick auf den Vater — sah der, was sie sah? Dachte der, was sie dachte? Nur bei Verstand sollte das arme Kind ihnen bleiben — darum bat sie den lieben Gott.

Geantwortet hatte Henny nicht. Um so schwerer wog, was sie verschwieg. Als nach dem Abendessen Vater Kregenow zum Stammtisch in den ‚Blauen Hecht' ging und Henny längst in ihrem Zimmer vermutet werden konnte, klopfte es plötzlich an der Tür des Speisezimmers. Maßlos erschrocken fuhren Emilie und Lottchen von ihren Handarbeiten auf. Wer konnte jetzt noch kommen? Die Mädchen hatte man in den Waschkeller geschickt. — „Wer is da?" rief Emilie laut, aber mit zitternder Stimme. Lottchen blieb stumm; sie war in kritischen Augenblicken kein Held.

„Ich, Mutter!" Hennys Stimme . . .

„Sie ist verrückt geworden," flüsterte Lottchen erbleichend. „Warum klopft sie denn an?"

Die Mutter winkte heftig ab. „Ja, ja, mein Kind! Ja, ja, mein Hennychen! Was willste denn noch?"

„Ach, könntest du — ach, komm doch noch 'n bißchen 'rauf zu mir, Mutter!"

„Ich zu dir? Das is ja ganz was Neues!"

„'Ne Mutter zu ihrem Kinde? Findest du?"

„Wie merkwürdig sie redet?" flüsterte Lottchen. „Gott im Himmel!"

Wieder winkte Emilie heftig ab. „Warum kommst du denn nich noch zu uns 'rein, Henny?"

Jetzt veränderte sich Hennys Stimme. Sie kam wieder in den alten, groben Ton. „Na, wenn du nicht willst, dann laß es bleiben!"

Emilie stand auf und löste ihre Hand aus Lottchens

Hand. „Nee, nee, mein Kind! Was glaubst du denn! Ich komme schon! Ich komme!“

Oben angelangt, bemerkte die Mutter erstaunt, daß Henny ihr Zimmer mit Blumen geschmückt hatte. Rosen und Jasmin standen in allen Vasen und verbreiteten starken Duft. „Aber Kind! Dabei schläfst du doch hoffentlich nich? Das is ja so ungesund! Nu weiß ich doch auch, wo meine Vasen geblieben sind!“

Mit sonderbarem Lächeln nahm Henny ihre Hand und führte sie zum Sofa. „Du wirst noch mehr erfahren, Mutter.“

Ängstlich ließ Emilie sich nieder — sie war immer auf dem Sprunge, hinauszulaufen, um Hilfe zu holen. Warum hielt Henny ihre Hand fest? Und was war auf dem Schreibtisch? Ein Rosenhügel über einem verdeckten Gegenstande?

„Mutter,“ begann Henny mit klingender Stimme, „liebes Mütterchen, du sagtest bei Tisch, ich sähe zufriedener aus ... Nun denn, so will ich dir mitteilen, daß ich's auch tatsächlich bin ...“

„Ach, Hennychen, das is ja schön ... Das hab' ich dir ja so gewünscht — wir alle haben's dir gewünscht, wenn du's auch manchmal nich geglaubt hast ...“

Henny machte keine heftig, aber eine deutlich abwehrende Bewegung: „Laß gut sein! Was ich von Lottchens Wünschen zu halten habe, weiß ich. Ich mache mir keine Illusionen.“

Das klang wieder ganz vernünftig.

„Aber du, Mutter,“ fuhr Henny fort, „du bist doch schließlich das Einzige auf der Welt, was ein Mädchen hat, bevor ... Nun, du wirst mich gleich verstehen. Jetzt ist endlich die Stunde gekommen, wo ich mich meiner Mutter anvertrauen kann ...!“

Herrgott, wie sie Emilies Hand drückte — in beide

Hände hatte sie sie genommen — da kam man nicht mehr los. „Bitte, bitte, mein liebes Kind — sage mir man alles . . .“ Emilie glaubte ein gerührtes Gesicht zu machen, doch es war nur ein ängstliches Gesicht.

Henny sah das wohl nicht: „Also, meine liebe, gute Mutter . . .“ (Diese Ausdrucksweise!) „Ich habe mich — mein Gott, eh' das aus dem Munde eines jungen Mädchens kommt — — ich habe mich verlobt!“

Ein Schweigen folgte. Emilie ließ den Kopf hängen — Lottchen hatte also doch wohl recht. Die arme, arme Henny. Aber beruhigen mußte man sie und sich nicht etwa merken lassen, daß man an ihren Worten zweifelte . . . Sie streichelte Hennys Hand. „So — wirklich — ach, mein gutes Kind — — mein Hennychen — is es denn möglich — — das heißt, natürlich is es möglich — ich meine: mit wem denn? Kenn' ich ihn? Mit wem hast du dich verlobt?“

Henny schüttelte lächelnd den Kopf und blickte den Rosenhügel auf dem Schreibtisch an. „Du kennst ihn nicht, liebe Mutter. Ich bin ihm auch nicht in Olste begegnet. Solche Männer gibt es nicht in Olste. Ich traf ihn in Köln, liebe Mutter.“

Emilie horchte auf. In Köln? Also darum die plötzlichen Reisen? Stimmte es am Ende doch?

„Er sprach mich im Dom an. Wie soll ich dir das schildern? Zu schildern ist es nicht. Die Liebe auf den ersten Blick, Mutter. Ja, Schiller hat so recht . . .“

Emilie nickte — Schiller hatte immer recht.

„Ich bin unsagbar glücklich. Gerade dieser Mann — denk' dir doch, Mutter, genau der Mann, der zu mir paßt, zu dem ich aufblicken kann, der mich liebt um meiner selbst willen — —!“

„Ja, ja, mein Kind — beruhige dich man — werde man bloß nicht noch ungeduldig — mein Kopf is nich

mehr so jung — ich kann das alles nich so schnell begreifen — die Überraschung is zu groß! Wie heißt er denn?"

Henny nahm einen Anlauf — sie sprach jetzt mit tiefem Kehlton, ähnlich, wie Fräulein Ungerleider, die Heroine des Stadttheaters: „Hellmut von Nostiz!"

„Adlig is er?"

„Ja . . . Äußerlich und innerlich. Mutter . . . Der schönste Mann, den ich je gesehen . . . 34 Jahre . . . Offizier . . ."

„Ach Gott — im Feld?"

„Selbstverständlich! Wenn er auf Urlaub kommt, werden wir uns kriegstrauen lassen!"

„Mein Kind — mein armes Kind."

„Arm, Mutter?"

„Nee, nee! Ich meine —!"

„Es gibt wohl kein reicheres Mädchen in Ölste, als mich. Ich will, daß mein Geliebter seine Pflicht tut. Ich verzichte auf die Wohltaten des Vaterlandes, die Paula zum Beispiel genießt. Aber davon will ich nicht reden —"

„Nee, nee, das laß man auch! Paulas Mann is auch zu Hause tüchtig! Kann ja nich jeder gleich 'n großer Kriegsheld sein! Was nutzt es denn, wenn er nachher blind geschossen is oder am Stock 'rumhumpelt?"

„Das würde ich aus Gottes Hand entgegennehmen!"

„Wie du bloß redest auf einmal, Henny . . . Du hast dich wirklich sehr verändert . . . Na, die Hauptsache is ja, daß du glücklich bist . . . Aber nu' sag' mal: was is er denn eigentlich zu Hause, im Privatleben mein' ich! Dein Hellmut von Noswitz?"

„Nostiz, Mutter! Er leitet eine der größten Farbenfabriken von Hannover!"

„Farben?"

„Farben und Anilin — ja — Gott, ich kann dir das nicht so ausführlich erklären — das Berufliche interessiert mich auch offen gestanden am wenigsten —"

„Na, nimm's mir nich übel — mich interessiert es. Es handelt sich doch um deine Zukunft. Farben und Anilin is übrigens gut ... Mein Gott, Henny, warum lachst du denn auf einmal?"

„Entschuldige, Mutter! Ich lebe nur in der Gegenwart!" Sie breitete ihre Arme aus und wandte sich mit leichten, tänzelnden Schritten dem Schreibtisch zu. Dort bückte sie sich, streichelte den Rosenhügel und fuhr fort: „Er hatte einen kurzen Urlaub in Köln. Dort lebt seine hochbetagte Mutter. Als wir uns ausgesprochen hatten, mußte er wieder ins Feld. In Flandern kämpft Hellmut. Oberleutnant ist er, Kompagnieführer, Eisernes Kreuz erster Klasse, goldene Tapferkeitsmedaille — ach, was sonst noch alles, Mutter! Aber vor allem ist er der edelste Mensch! Da hast du ihn ja!"

Zu Emilies freudigem Schrecken riß Henny plötzlich die Rosen von dem verhüllten Gegenstand — eine Photographie stand auf dem Schreibtisch. „Das is er, Kind?" stammelte sie. „Donnerwetter! Das is er?!" Wirklich, ein schöner Offizier, ein edler Mann, ein richtiger Held — sie sah es sofort. Ihr nächster Blick aber hing schon mit bangem Unglauben an Hennys Zügen.

Jetzt kniete das sonst so störrische Mädchen vor ihr und legte den Kopf auf ihren Schoß. Dunkle Erinnerungen an Romanszenen, die sie in der Gartenlaube gelesen, durchfuhren die Mutter ... „Ach, ich bin ja so unsagbar glücklich," flüsterte Henny. „Daß das noch über mich kommen konnte! So versöhnt mit dem ganzen Leben zu sein!"

„Wahrhaftig?! Ach, mein gutes Kind . . ."

Nun weinte Emilie. Henny sah es triumphierend — es war ihr erster, voller Sieg. Rasch nützte sie ihn aus: „Wir schreiben uns täglich . . . Nie vergeht ein Tag, daß einer von uns warten muß . . . Wenn nicht der furchtbaren Kämpfe wegen Briefsperre ist . . ."

„Daß ich das nich gemerkt habe? Der Briefträger hat doch nie was für dich gehabt?"

Im Augenblick war Henny durch diesen natürlichen Einwand verwirrt. Dann faßte sie sich aber und rief jauchzend: „Mütterchen! Du merkst Verschiedenes nicht! Verzeih' mir! Ich fing natürlich den Briefträger schon auf der Straße ab! . . ." Plötzlich stockte sie erblassend, wie in einem jähen Einfall: „Übrigens —! Von jetzt an — da ihr's nun alle wißt — von jetzt an wird Hellmut mir nur noch postlagernd schreiben!"

„Aber Kind! Ich bitte dich! Warum denn?"

„Lottchens wegen!"

„So 'n Mißtrauen verdient doch die Kleine nich! Sie wird doch nich deine Briefe aufmachen!"

„Meine Briefe! Meine Briefe!" Selig lief Henny im Zimmer umher. „Willst du sie sehen, Mutter?!"

Emilie nickte rasch. Sie wollte alles sehen, was handgreiflicher Beweis war . . .

Da riß Henny ihren Schreibtisch auf. Bis zum Rande mit Briefen vollgestopft! Nun war Emilie überzeugt. Dabei war es die linke Schublade, die Hennys Briefe an Hellmut enthielt . . .

Mit wankenden Knien, noch von den Küssen betäubt, stieg Emilie endlich wieder ins Speisezimmer hinunter. Lottchen empfing sie händeringend: „Mein Gott, wo bleibst du denn so lange? Ich hab' solche Angst um dich ausgestanden! Henny hörte ich immerzu 'rumlaufen! Fast wär' ich zu euch 'raufgekommen!"

Emilie antwortete nicht — sie ließ sich erschöpft in einen Sessel fallen. Jetzt kam auch Vater Kregenow, weinschwer, doch früher als sonst, aus dem „Blauen Hecht". „Na, was is denn hier wieder los?" brummte er, sich mühsam Haltung gebend.

Seine Frau raffte sich auf. Mit wirrem Lächeln stieß sie hervor: „Henny hat sich verlobt!"

„Was?!" Vater und Tochter prallten zurück — Lottchen mußte den unsicheren Vater stützen.

„Sie hat sich verlobt, bei Gott im Himmel! Ich habe eben sein Bild gesehen und sämtliche Briefe! Adlig is er und Oberleutnant und das Eiserne hat er und das Goldene und was sonst noch alles, und Direktor is er für Farben und Anilin!"

„Was redst du da für dummes Zeug, Alte?"

„So is es! So is es! Ihr könnt mir's glauben!"

Kopfschüttelnd stand Fritz Kregenow vor seiner fassungslosen Frau. Lottchen kniff den Mund zusammen.

8

Grollende Krater

Paula kam am nächsten Morgen. Man erzählte ihr das große Ereignis, doch der Vater und Lottchen ließen meist die Mutter sprechen. Emilie, die sich in die endliche Freude, die Henny ihr gebracht, festgebissen hatte, fiel es nicht auf, daß Paula bang und still blieb. Trotz allen Tatsachen, denen sie gegenüberstand, zeigte die junge Frau keinen freudigen Glauben. Der Vater war überhaupt ganz unsicher geworden. Das Gefühl, daß man sich an Hennys Glück, auch als es endlich gekommen, nicht freuen konnte, lastete auf

ihm. Er stülpte seinen alten Schlapphut auf, sagte „Mahlzeit!" und schob davon. Emilie sah sich nach Henny um — aber die glückliche Braut war schon wieder in die Stadt gelaufen. So beschloß denn die Mutter, trotz Kriegszeit ihr ein Lieblingsgericht, Pökelrippchen mit Sauerkohl, zu kochen. Neu belebt erschien Emilie Kregenow in der Küche. —

Henny ließ sich draußen treiben. Immer reicher tat es sich vor ihr auf, was der Tag ihr bot. Das einzige, was ihr fehlte, war Geld. Der Vater gab ihr seinen Segen, aber nicht in pekuniärer Gestalt. Henny hatte nur ihre kargen Taschengroschen. Von Hellmut, der doch bei allem Reichtum noch das Kriegsgehalt eines Oberleutnants bezog, konnte sie die schönsten Liebesversicherungen erhalten, aber nicht die kleinste Postanweisung. Dabei gehörte es doch vor allem zu einer glücklichen Braut, daß sie auch äußerlich vor der Welt so erschien. Sie mußte sich neu einkleiden, kaufen, was das Herz begehrte. Unumgänglich waren zum Beispiel ein Verlobungsring und ein kostbarer Schmuck.

Henny ging zunächst noch an die eine ehrliche Hilfsquelle, die ihr zu Gebot stand. Mutter Emilie begriff, was alle andern kalt ließ. Sie versprach nicht nur, dem Vater die Taschen aufzuknöpfen, sondern gab auch her, was sie selbst erübrigen konnte. Sie wurde ja reich dafür belohnt — immer wieder sah sie echte Freude in den Augen ihres Kindes. Aber es genügte leider nicht. Es waren Tropfen, und Henny brauchte einen Strom. Dabei geriet die arme Mutter bald in Schulden, da sie einen Teil ihres Wirtschaftsgeldes für den schönen Geheimzweck verwandte. Aber sie glaubte Henny zu helfen und ahnte nicht, daß ihre Beisteuer für Nebensachen verschleudert wurde, für Tand, den

Henny in Schaufenstern sah und, sofort verlockt, kaufte. Sie war ja ganz von Lüsternheit erfüllt und wollte haben, was ihr gefiel.

Doch Ring und Brautschmuck gehörten zur Brautehre. Da sah Henny sich zornig nach Hilfe um, und plötzlich kam das alte Teufelslächeln wieder auf ihre Züge. „Selbst ist das Weib!" flüsterte sie. Sie konnte sich nur auf sich verlassen. Um aber nicht in plumpen Eigengedanken zu bleiben, die sie überhaupt allmählich fürchtete, korrespondierte sie erst mit Hellmut über den Schmuck. Der edle Mann antwortete natürlich, wie sie es erwartet hatte. Er war mit allem einverstanden und gab ihr Vollmacht, sich etwas besonders Schönes bei Balduin Neuß zu kaufen. Balduin Neuß war der feinste Juwelier von Ölste. Sein Laden war zwar nur klein, aber von erlesener Vornehmheit, ein Schmuckkästchen gleichsam für flimmernde Kostbarkeiten. Henny wagte es. Es war der erste, große Schritt ins Neuland...

Wohlüberlegt ging sie nicht in unscheinbarer Kleidung zu Balduin Neuß. Ein Kleid, das für den Herbst aufgespart werden sollte, zog sie an, neue Handschuhe stahl sie Lottchen aus der Kommode — sie paßten ihr ungefähr und wurden höchstens ein bißchen weiter. Dann lief sie zu Paula und schmeichelte der verdutzten jungen Frau einen seidenen Mantel ab, den sie von Heinrich Theodor zum Geburtstag bekommen hatte. Henny merkte nicht, daß Paula etwas unterstützen wollte, was ihr eigentlich dunkel blieb. Die mütterliche Hilfe reichte noch für einen hübschen, nicht zu teuren Hut. So ausgerüstet begab Henny sich zu Balduin Neuß.

Der alte Herr mit dem weißen Scheitelkopf und den dienstfertigen Bewegungen kannte Henny Kregenow von Kindheit auf. Der Zweck ihres Besuches überraschte

ihn so, daß ihm die Sache gar nicht verdächtig vorkam. Außerdem hatte er das beste Herz und freute sich besonders am Glück eines häßlichen Mädchens. Dazu kam die praktische Seite der Angelegenheit: ein so vornehmer Bräutigam, wie Hellmut von Nostiz, und immerhin auch der Vater, Baumeister Kregenow, boten Gewähr. Mit etwas zu hastiger Beredsamkeit stellte Henny ihm als Käufer nur ihren Bräutigam vor, nicht ihren Vater. Das fiel dem Juwelier erst auf, als er die Braut mit Segenswünschen und Einkäufen für 3200 Mark entlassen hatte. Eigentlich hatte er gegen sein altes Geschäftsprinzip gehandelt — das lastete nun auf seinem Herzen. Aber er ging ja sicher. Wie sollte die Sache einen unredlichen Zusammenhang haben? Wenn der Bräutigam auf Urlaub kam, wollte er bezahlen, und außerdem hatte man ja ein gutes Bürgerhaus in Händen. Zu seiner weiteren Beruhigung beschloß Balduin Neuß, bei der nächsten Gelegenheit den Baumeister anzusprechen und ihm mit einigen Hintergedanken herzlich zu gratulieren. —

In Henny war die letzte Hemmung gelöst. Seitdem sie eine Brosche aus Perlen und Diamanten und einen glühenden Rubinring besaß, starrte sie immer wieder diese ‚Beweise‘ ihrer Verlobung an. Der Gedanke, daß der Segen nur von kurzer Dauer sein könne, stand freilich wie ein Gewitter am Horizont — er war ihr nicht fremd, aber sie nahm ihn auf ihre Abenteuerfahrt mit, da sie sonst ewig am Ufer bleiben mußte. Ein wilder Wagemut erfüllte sie. Zu Hause spielte sie immer wieder lärmend den Walzer von Johann Strauß ‚Man lebt nur einmal‘. Mit schmerzendem Kopf hörte die Mutter es in der Küche und wagte nicht die Bitte, das Spiel zu unterbrechen. Dann aber jagte Henny der Einfall auf: was hatte sie am Ende

ganz allein von Schmuck und Ring? Gesehen, bewundert, beneidet mußte sie werden! Folglich sandte Hellmut ihr die wunderbaren Sachen. Bei einem kurzen Urlaub in Aachen hatte er sie gekauft. Sie verfertigte ein Wertpaket und ging dem Briefträger weit entgegen. Dann aber kehrte sie doch um, denn sie sah ein: so ging es nicht. Das kam heraus. Also erzählte sie beim Mittagessen stockend und mit verschämtem Lächeln, Hellmut habe sie beauftragt, für ihn den Brautschmuck zu kaufen. Auch manches andre noch, wenn sie gerade dabei war: ein feines Besuchskleid, einen herrlichen Mantel, ähnlich wie Paulas, bei Rosenthal und Zielenziger — auch die Aussteuer, sogar die Wohnungseinrichtung solle sie allmählich in den besten Geschäften auswählen und alles zurücklegen lassen.

Man machte lange Gesichter. Der rechte Glaube war nicht vorhanden, Henny spürte es. Die Mutter, die nichts verderben wollte, sah hilflos und schuldbewußt auf den Vater, während Lottchen mit undurchdringlicher Miene dasaß. Henny hätte den Gewinn des großen Loses mitteilen können — der Backfisch wäre nicht lebhafter geworden. Eigentümlich verhielt sich Fritz Kregenow. Er saß erst stumpf brütend da, als ob er um Mitternacht im ‚Blauen Hecht' wäre — dann fuhr er plötzlich auf und rief: „Na, nu wollen wir mal vernünftig reden, Henny! Das is doch alles bloß Kohl, nich wahr? Das is doch bloß so gesagt?"

Henny sah ihn in gespannter Kampfbereitschaft an: „Gesagt? Wie meinst du das, Vater?"

„Na . . . darüber später! Jedenfalls . . . du hast doch hoffentlich noch nichts von den großen Einkäufen da — gemacht, nich wahr?"

„Hoffentlich? Hm . . . Eine eigentümliche Aus-

drucksweise für die Stimmung, in der ich mich gegenwärtig befinde."

„Du, kritisiere gefälligst meine Ausdrucksweise nich! Ich weiß ganz genau, was ich sage!"

„Fritz," bat Emilie leise.

Henny machte sonderbare, heftige Armbewegungen — es war, als ob sie sich irgendwo durch Schilf rudern wollte. „Also — ich sitze ja hier nicht vor Gericht — das tu ich ja wahrhaftig nicht — du brauchst mich nicht so anzuschielen, Lotte —"

„Ich schiele gar nicht."

„Du fragtest eben nach meinen Einkäufen, Vater. Etwas hab' ich freilich schon. Ich werde mich immer nach Hellmuts Wünschen richten und sie ohne Zögern ausführen — sie sind mir Evangelium. Ich bin vorgestern bei Balduin Neuß gewesen — hier sind die Sachen, die ich Hellmuts Güte verdanke."

Sie brachte Brosche und Ring zum Vorschein. Man machte große Augen — die Kostbarkeiten gingen von Hand zu Hand. Mit dunkelrotem Kopf sah Fritz Kregenow seine Tochter an: „Das hat dir Neuß gegeben? Ohne Geld?"

„Hellmuts Name genügte ihm."

„Hast du ihm denn den Brief gezeigt, wo der Herr — wo dein Bräutigam dir die Vollmacht gegeben hat?"

„Das war nicht nötig."

„Dann zeig' ihn *mir* jetzt!"

Hennys Gesicht war gedunsen — es zuckte darin wie in einer kochenden Masse. „Ich habe dir schon wiederholt gesagt, daß ich keinen Brief meines Bräutigams zeige! Sie sind mir heilig und —"

„Heilig! Heilig!" polterte der Vater. „Hoffentlich gibt es auch noch andre Sachen, die dir heilig sind!

Das eine laß dir jedenfalls gesagt sein — i ch habe mit der Sache nichts zu tun!"

„Mit meinem Bräutigam? Mein eigener Vater? Reizend!"

„Mit deinen Einkäufen, mein' ich! Die sind dem fremden Herrn seine Sache! An mich soll sich niemand wenden! Ja, du nickst, meine Tochter! Um allem vorzubeugen, werde ich aber gleich mal zu Balduin Neuß hinübergehen und die Sache klarstellen!"

Emilie machte eine bittende Bewegung, denn Henny hatte sich zitternd erhoben — der Sturm brach wieder los. „Vater!" rief Henny mit heiserer Stimme. „Wenn du mich als Braut in Ölste blamierst —!"

„Nein, Fritz, das darfst du wirklich nich!"

„Seid unbesorgt! I ch weiß, was ich darf!" Damit ging der Vater. Henny war von der Betonung betroffen — hatte er auch in andrer Hinsicht schon Verdacht? Sie konnte sich nicht ganz ihrem Zorn hingeben. Sie rang nur mit künstlichem Schmerz die Hände: „In einer Situation bin ich! In einer Situation!"

„Na, Hennychen," bat die Mutter. „Du kennst doch Vater. Wenn er seinen Koller hat, is nichts zu machen. Wer weiß auch, ob er zu Neuß geht. Mein Gott, warum erschreckst du einen denn immer so?!" Henny war plötzlich zur Tür gelaufen.

„Ich gehe zu Pinkert und bestelle die Verlobungsanzeigen!"

Lottchen trat ans Fenster, trommelte an die Scheiben und pfiff den Walzer, den Henny immer spielte: ‚Man lebt nur einmal!'

Es schwirrte in Emilies armem Kopf. „Du, Hennychen — das muß man sich doch noch überlegen! Die Verlobungsanzeigen? Jetzt schon? Lotte, laß das Pfeifen! Du benimmst dich manchmal wirklich wie 'n Straßenjunge!"

Lottchen wiegte sich in den Hüften. „Ach, Mutter!" rief sie übermütig. „Die Straßenjungen hab' ich sehr gern!"

Henny starrte ihre Mutter an: „Warum? Warum überlegen? Ich brauche doch nicht heimlich verlobt zu sein? Alle wissen es doch?!"

„Ja, ja, mein Kind — da hast du ja ganz recht. Aber überlege mal eins: Uns is doch der Mann noch vollständig fremd, nich wahr — der Herr von Noswitz, mein' ich! Er hat uns doch nich mal 'n Brief geschrieben! Is denn das sonst bei anständigen Leuten Sitte, Henny? Nimm mir's nich übel — aber der erste Weg eines Mannes is doch — auch wenn er im Feld steht — der is zu den Eltern des Mädchens! Er muß um dich anhalten, wie sich's gehört! Er kann dich nich Schmuck und alles Mögliche kaufen lassen, ohne zu wissen, wie wir zu der Sache stehen!"

Emilie hielt pustend inne. Jetzt hatte sie viel gewagt — sie wunderte sich über ihre eigene Beredsamkeit.

Henny hielt nur mit Mühe ihre Verstandeskraft fest. „Du weißt nicht, wie weh du mir tust, Mutter ..."

„Nein, Hennychen! Bei Gott im Himmel! Nein, das will ich nich! Im Gegenteil! Du bist mein Kind, und ich will dein Bestes!"

„Dann beweis' es mir endlich und verdächtige mir nicht alles! Gott, ich halt es ja nicht mehr aus! Diese Philisterauffassung! Wie kommt man da durch?! ‚Anhalten' soll ein Mann wie Hellmut! Das Vaterland blickt auf ihn, aber meine eigenen Eltern —!"

„Sei du man mit deinen Eltern ganz zufrieden! Ich rede nich von mir — aber Vater — weißt du, was mein Vater damals getan hat, wie deiner mich haben wollte? Drei Wochen lang hat er sich über deinen

Vater erkundigt, und damals gab's noch keine Auskunftsbüros, wo man in drei Tagen alles von 'nem Menschen weiß!"

„Unser Vater wird sich doch gewiß auch an ein Büro wenden," bemerkte Lottchen.

Hierauf verließ Henny, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer. — „Mein Gott, wo sie nu wieder hinläuft," flüsterte die Mutter. „Das hättest du nich sagen sollen, Lotte. Ich hab' immer solche Angst, daß sie mal richtig in Verzweiflung kommt . . ."

„Ach wo," meinte Lottchen. „Hör' mal — sie läuft wieder weg. Ihren guten Hut hat sie aus dem Schrank genommen. Nach Verzweiflung sieht das nicht aus. Rege dich nur nicht immer so über sie auf, Mutter. Weißt du was? Ich beobachte sie jetzt mal. Das kann ich nämlich famos — an mir ist 'n richtiger Detektiv verloren gegangen. Weißt du noch, Sherlock Holmes, wo du dich mal im Theater so gegrault hast?"

„Aber Lotte, was hast du denn vor?"

„Ich fürchte mich nicht vor Henny, ich kann sie vielleicht vor weiteren Dummheiten bewahren — das ist jetzt die Hauptsache. Ich geh' ihr überall nach, wie ihr eigener Schatten — sehen soll sie mich schon nicht. Dann weiß man wenigstens, wo sie was kauft. Dann kann man beizeiten ein Veto einlegen."

Lottchen lief wirklich Henny nach. Die Mutter war mit ihrem Vorhaben nicht einverstanden, beruhigte sich aber allmählich.

Anfangs verlor Lottchen Hennys Spur. Sollte die ‚Braut' heute lieber auf einsame Traumwege, in die Anlagen gegangen sein? Lottchen versteckte sich in einem Hausflur der Kaiserstraße und lauerte. Nach einer Viertelstunde kam Henny. Sie trug einen

neuen Hut, nicht den aus dem Schrank, er war in einer andern Gegend gekauft, bei Ottendorf am Marienplatz — dort war sie also eben gewesen. Behutsam ging Lottchen ihr nach.

Natürlich — bei J. W. Pinkert verschwand sie. Im feinsten Papiergeschäft der Stadt bestellte sie die Verlobungsanzeigen. Das war ein toller Trotz. Als Henny wieder heraustrat, mußte Lottchen sich in acht nehmen, denn mit einer plötzlichen Wendung konnte sie auf sie zukommen. Während Lottchen ängstlich wartete, wandte Henny sich zu einem Hauptgeschäft der Kaiserstraße, zu Rosenthal und Zielenziger. Unerhört! Lottchen hatte bisher nur immer vor den Schaufenstern stehen dürfen. Die schönste und teuerste Konfektion in Ölste hatten Rosenthal und Zielenziger. Nun mußte Lottchen lange auf der Straße warten — sie kam sich in ihrer Detektivwürde doch etwas lächerlich vor. —

Henny war in einem halben Traumzustand. Die Erkenntnis, daß auch ihre Mutter skeptisch wurde, trieb sie ins Uferlose. Ekel und Hoffnungslosigkeit wehrte sie mit letzter Kraft von sich ab. Sie betäubte sich durch Besitz. Sie wollte an sich raffen, was ihr das verwegene Spiel in die Hände gab. Wenn nur der Traum zu Ende geträumt wurde — was galt das Erwachen? Heute mußte ihr noch vieles gehören. Den Hut, den kostbaren Basthut mit den dunkeln Rosen, trug sie schon auf dem Kopf. Bei Ottendorf am Marienplatz hatte Hellmut von Nostiz noch volle Wirkung getan. Nun hieß es, den tiefblauen Seidenmantel und das perlgraue Besuchskleid bei Rosenthal und Zielenziger erobern. Henny wußte, daß sie sich jetzt auf einen gefährlichen Boden begab.

Herr Rosenthal empfing sie selbst und fragte nach

ihrem Begehr. Henny atmete auf — mit weltmännischer Liebenswürdigkeit wurde sie vom Chef bedient. Er ließ sie es weder merken, daß er ihren Vater kannte, noch horchte er aus ihr den Stand des Bräutigams heraus. Leider aber war der blaue Seidenmantel zu weit und das perlgraue Kleid zu eng, man mußte beträchtliche Änderungen vornehmen. Erst in acht Tagen konnte alles fertig sein — Herr Rosenthal versicherte, früher sei es unmöglich. Doch Henny verließ sein Haus nicht, ohne ihren großen Trumpf auszuspielen. Mit klingender Stimme nannte sie ihren Bräutigam, ihn als Besteller der Brautgeschenke. Es ärgerte sie, daß Herr Rosenthal kaum die Miene verzog — dann ging sie.

Sie trat mit vornehmer Miene und kurzen Schritten aus dem Laden. Sie kopierte eine Baronin, die sie oft bei Einkäufen beobachtet hatte. So aufreizend wirkte sie auf Lottchen, daß diese sich plötzlich zum größten Wagnis entschloß. Sie ging, ohne weiter zu überlegen, auf Henny zu. „Mahlzeit!" rief sie in drolligem Ton, hinter dem aber deutlich die Wut zu hören war. „Na, wie war's denn bei Rosenthal und Zielenziger? Schöne Sachen gekauft?"

Henny hörte nur den Neid aus ihrer Stimme — das gab ihr die Oberhand. Warte, du freche Kanaille, das stand auf ihrem Gesicht. „Nett, daß ich dich treffe," sagte sie übertrieben freundlich. „Ja, ich habe ganz schöne Sachen gekauft — nur muß ich leider noch einiges ändern lassen."

„Wohin gehst du jetzt, wenn man fragen darf?"

Henny mied Lottchens Blick. „Ich bin eigentlich fertig . . ."

„Schon? Hoffentlich habe ich dich nicht gestört? Das täte mir leid."

Jetzt erschrak Lottchen — war sie zu weit gegangen?

Hennys Blick heftete sich auf sie. Sie fühlte sich davon gestochen, ein Brennen lief über ihren Körper. Es war eine ähnliche Empfindung wie nach einem Wespentisch, den sie als Kind bekommen hatte. „Liebes Schwesterchen," sagte Henny. Dann wandte sie ihr den Rücken und ging. —

Am nächsten Morgen kam Henny nicht zum Frühstück. Als die Mutter schließlich besorgt zu ihr hinaufging, sah sie sie, das Gesicht in den Arm vergraben, zuckend im Bett liegen. Sie weinte bitterlich.

„Hennychen! Mein Gott! Was is denn nun wieder?

Keine Antwort.

„Aber Kind! Is was passiert? Du weinst sonst nie?"

Diese Bemerkung der Mutter tat Henny wohl. Freilich weinte sie sonst nie — es hatte ihr auch heute Mühe gekostet, zu richtigen Tränen zu kommen. Die ganze Nacht war damit vergangen — Schlaflosigkeit, Ermattung hatten sie endlich zum Weinen gebracht. Dann war es eine Lust gewesen, einmal ganz in Wehmut und Schmerz zu zerfließen. Das war beinahe noch schöner als das Glück. Nun eine mitleidig tröstende Mutter — es stimmte wieder, die Sache ging weiter, trotz Lottchen.

„Henny, Henny! Rede doch endlich! Das is ja nich zum Aushalten!"

Henny warf sich zu ihr herum. Sie umklammernd, rief sie mit Schmerzensstimme: „Er ist verwundet, Mutter!"

„Lieber Gott! Wahrhaftig? Hellmut? Schwer?!"

„Granatschuß! Das rechte Bein!"

„Is es ab? Mein armes Kind! Ganz ab?"

Henny überlegte. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein ... Das weiß man noch nicht ... Das heißt — der Knochen ist wohl getroffen worden — vielleicht gelingt es aber der Kunst der Ärzte — das Bein zu erhalten ...“

„Hoffentlich, hoffentlich! Das wär' ja auch schrecklich! So 'n schöner, junger Mensch! Und später mal — man muß doch auch an die Zukunft denken!“

Jetzt setzte Henny sich auf und warf ihr offenes Haar zurück. Sie hatte etwas Schönes in diesem Augenblick: „Mutter, das muß ich dir gleich sagen! In dieser Nacht ist das so felsenfest in mir geworden! Und wenn er als Krüppel heimkäme — ich werde immer nur den Helden in ihm sehen!“

Das war ergreifend. Nun weinte auch die Mutter: „Ja, ja, mein Kind! Das is ja so edel! Das versteh' ich ja so gut! Wenn zwei Menschen sich lieb haben! Herrgott, is das 'ne Zeit! Nee, nee, is das 'ne Zeit! Na, hoffentlich bekommst du bald gute Nachricht! Hoffentlich behält er sein Bein!“ —

Als Lottchen von der Mutter erfuhr, was geschehen war, wollte sie erst fragen, ob diese die Nachricht gesehen habe. Dann aber fragte sie nicht, denn erstens war auch der Backfisch durch die schmerzliche Kunde etwas gerührt — zweitens konnte sie sich alles vorstellen, nur nicht, daß Hennys Phantasie ihren Bräutigam verstümmelte. Das ging doch ganz gegen den Hauptzweck, eine glückliche, beneidete Braut zu sein. So wurde Lottchen wirklich beirrt. Es gelang Henny zwar nicht, sie zu überzeugen, doch als sie mittags blaß und leidend zu Tisch kam, sah sie sofort, daß Lottchens Widerstand wackelte. Nur mit dem Essen mußte sie sich in acht nehmen — ein allzu kräftiger Appetit machte ihren Kummer um den verwundeten Bräutigam wieder verdächtig.

Paula kam zum Kaffee und wurde ebenso überzeugt wie die andern. Ein sonderbarer Vorgang, wahrscheinlich ein Zeichen der Zeit. Henny hatte sich zu sehr auf die positive Wirkung ihres Glücks verlassen. Die Menschen waren nicht so schlecht, um nur zu beneiden, aber sie waren auch nicht so gut, um sich für reine Freude zu begeistern. Erst der Schmerz um den Geliebten wirkte auf sie. Wenn Henny Hellmut von Nostiz hätte sterben lassen, wäre sie einer allgemeinen Familientrauer sicher gewesen. —

Nun wurde sie sogar oft gefragt, ob sie Nachricht von ihrem Bräutigam hätte. Die Mutter fragte, Paula, Lottchen. Der Vater zeigte nur eine mürrische, aber vielleicht um so echtere Besorgnis. Henny verkündete, nachdem sie die Gefahr noch eine Woche in der Schwebe gehalten, Hoffnung und Besserung. Die Amputation sei nicht nötig, die Heilung zufriedenstellend, es werde nur eine kleine Verkürzung übrig bleiben, er komme auch sicher wieder ins Feld.

„Das find' ich doch aber nich recht," meinte die Mutter. „Nach solcher schweren Verwundung. Wo er sich doch auch schon ausgezeichnet hat — da könnten die Leute doch Rücksicht nehmen."

Henny verschränkte die Arme. „Rücksicht? Worauf, Mutter? Nur auf das Vaterland wird jetzt Rücksicht genommen."

Lottchen machte ein mitleidiges Gesicht, das Henny aber verdächtig war. „Es ist nur schade, daß er immer hinken wird."

„Ach, das is nich so schlimm, das tun jetzt viele Männer."

„Aber es stört doch den Gesamteindruck, Mutter."

Henny sah Lottchen scharf an: „Wenn i ch mich darüber hinwegsetze . . ."

„Selbstverständlich. Die Hauptsache ist, daß ihr zusammenpaßt.“

Das war abgründig. Diese Lotte! Henny grübelte lange, was sie mit ihrer letzten Bemerkung gemeint hatte. War sie ironisch gewesen, dann bestand noch der alte Zweifel. Man glaubte ihr also doch nicht.

Sie ging ruhelos in ihrem Zimmer umher. Was war zu tun? Auf den ‚Heldentod‘ lauerten die Unmenschen. Sie sollte alles wieder hergeben, alles; einsam, verdammt, unglücklich bleiben — dann war man zufrieden, dann glaubte man ihr . . . Es ließ sich ja auch nicht mehr lange durchführen. Jetzt dämmerte es Henny, wie weit sie sich schon verstrickt hatte. Wenn man es auch hinnahm, daß sie nie einen Brief zeigte, daß Hellmut noch immer nicht an die Eltern seiner Braut geschrieben hatte — man konnte ja jederzeit nachforschen, Tatsachen feststellen — beim Armeekommando zum Beispiel, sogar auf der Ölsterer Post. Vielleicht hatte man das längst getan, und der Glaube, den man ihr entgegenbrachte, war nur Furcht oder Mitleid. Das war nicht mehr lange auszuhalten. Hellmut wurde gesund — doch was dann? Ja, überhaupt — ein ‚dann‘ durfte Henny gar nicht vor sich sehen. Es war ja nur ein großer, toller Streich, der letzte Glücksraub ihrer gequälten Seele. Sie hatte nie mit einer langen Dauer gerechnet. Nur möglichst voll genießen wollte sie. Dann mochte alles zusammenbrechen. Im Hintergrunde stand ja schon Herr Balduin Reuß und Herr Rosenthal und Herr Zielenziger und Frau Ottendorf und viele andre noch mit unbezahlten Rechnungen. Wenn nur nichts andres noch herauskam . . . Henny sah das Dulderhaupt des Pastors Degenhardt, Doktor Franckes Empörung, Elsbeth, Paula . . . Sie hielt

sich die Ohren zu, als ob flüsternde Gespenster sie umdrängten. Sie lief immer schneller umher.

Dann blieb sie plötzlich stehen. Nein! . . . Das war ja alles schon zu lange her. Herbst war es geworden, die bösen Gerüchte schwiegen wohl allmählich. Was aber ihren Bräutigam betraf — da wollte sie noch das größte wagen, bevor sie ihr Spiel zusammenwarf. — —

Am nächsten Vormittag erschien sie mit strahlender Miene in der Küche. Die Mutter kochte eifrig, und Lottchen schabte verdrießlich Rüben. Indem sie wieder ihre sonderbaren, rudernden Armbewegungen machte, rief Henny ihnen zu: „Eben Brief von Hellmut gehabt! Er kommt am ersten Oktober auf Urlaub!"

Sie sprach wie im Fieber. Sie glaubte glücklich zu lachen, aber ihr Gesicht war verzerrt.

Die Mutter ließ den großen Holzlöffel sinken: „Hierher kommt er?"

„Triffst du ihn nicht in Köln?" fragte Lottchen.

Sie bekam eine überraschende Antwort: „Nein, du Schaf! Selbstverständlich kommt mein Bräutigam jetzt nach Olste und stellt sich meinen Eltern vor! Schmeckt's, kleines Kamel? Schlag nur aus! Ich geh' schon!" —

Nun begann eine wunderliche Komödie im Hause Kregenow. In den beiden Wochen, die bis zum ersten Oktober blieben, herrschte ein Einvernehmen zwischen Henny und ihrer Familie, wie es noch nie bestanden hatte. Eine Partei glaubte der andern kein Wort — daran lag es, das brachte die zarte Rücksicht, die Teilnahme an Freud und Leid. Henny lebte wie in einem Schnellzug, der auf totem Geleise fuhr, einem Prellbock entgegen. Bald, in einem bestimmten Augenblick mußte es kommen, das zermalmende Hindernis, doch bis dahin flog noch alle Schönheit der Welt an

ihr vorbei. Die Mutter war zu schwach, sie in ihrem Rasen festzuhalten — sie machte lieber den wüsten Rausch mit, indem sie sich an das Glück ihres Kindes klammerte. Der Vater war unschlüssig — man wußte nicht recht, was er eigentlich vorhatte. Die Frage, was nach dem ersten Oktober mit Henny geschehen sollte, schien ihn immerhin zu quälen.

Lottchens Komödie vor Henny erinnerte an das Verhalten eines Kriminalisten, der seines Opfers ganz sicher werden will. Über diese zur Schau getragene Überlegenheit ärgerte sich die gradsinnige Paula. Sie nahm Lottchen eines Nachmittags beiseite: „Du, mach dich bitte nicht so wichtig. Man kann allerlei gegen seine Schwester haben — nur so lieblos braucht man nicht zu sein."

„Lieblos?" wiederholte Lottchen spitz. „Wer weiß! Am Ende will ich das unselige Geschöpf vor dem ärgsten bewahren. Und allerlei habe ich freilich gegen sie."

„Du glaubst wohl von der Verlobung kein Wort?"

„Du vielleicht, Paula?"

„Ach, ich wünschte Henny, daß ich's glauben könnte."

„Du hast ein viel zu gutes Herz. Hör mich mal an." Lottchen faltete die Stirn und rückte geheimnisvoll näher. „Ich muß dir etwas anvertrauen."

Paula erschrak. „Was, Lotte? Du weißt etwas von Henny!"

„Ja," erwiderte Lottchen düster. „Aber es darf nur zwischen uns beiden bleiben. Es handelt sich gar nicht um die Verlobung. Daß die ein Schwindel ist, wär' noch nicht das schlimmste. Um 'ne Lüge wird man nicht eingesperrt."

„Eingesperrt — —?"

„Ja, Paula — Henny ist entschieden in dieser Gefahr."

„Du bist verrückt!“

„Du wirst gleich anders reden. Ja, ich muß es dir gestehen, Paula — ich bringe Henny jetzt mit all den Verleumdungsgeschichten in Zusammenhang, die in Olste passiert sind!“

„Lotte! Um Gotteswillen! Wie kannst du —!“

„Ich habe schon eine Tatsache in Händen. Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: gestern war Elsbeth Francke bei mir. Sie hat doch die entsetzliche Geschichte mit Rottmann erlebt. Ihr Bräutigam hat doch im Feld einen anonymen Brief bekommen.“

„Ja, ja! Und —?“

„Den Brief hat Henny geschrieben.“

„Lotte!!“

„Es ist sicher. Elsbeth hat den Brief von Wunsiedel bekommen — zufällig fiel ihr eine Ähnlichkeit auf. Sie hat vor Jahren einen merkwürdigen Brief von Henny gehabt, der ihr in Erinnerung geblieben ist, und den Henny wahrscheinlich vergessen hat. Ich habe mich selbst überzeugt — in ganz charakteristischen Sachen stimmen die Schriften überein. Ich habe mich doch immer für Graphologie interessiert, und Elsbeth ist geradezu 'ne Kennerin.“

„Mein Gott, mein Gott, was wird das werden!“

„Das unselige Geschöpf.“

„Laß deine Grabesstimme, Lotte! Henny ist unsere Schwester! Elsbeth Francke darf sie nicht preisgeben! Außerdem ist ihr Bräutigam Offizier! Eine Dame muß er schonen!“

„Elsbeth hat es mir versprochen — bis jetzt wenigstens. Vor allem unserer Eltern wegen. Du mußt aber bedenken, wie beleidigt sie ist. Vielleicht werden die Tatsachen stärker, als ihr guter Wille. Gott weiß, was Henny sonst noch alles angestellt hat. Die Punsch-

torte für Pastor Degenhardt zum Beispiel trau' ich ihr zu — auch die niederträchtige Geschichte im Olsterer Boten — sie ist ja solch talentvolles Aas, die Henny."

„Aber warum denn das alles? Ich frage dich: warum?! Die Menschen haben ihr doch nichts getan?"

Lottchen zuckte die Achseln: „Nur aus Lust am Bösen."

Paula gedachte des anonymen Briefes, den sie selbst einst erhalten hatte. Ihr Herz zog sich zusammen. Trotzdem überwog ihr Mitleid die Entrüstung. Sie sah Henny auch jetzt noch durch Unglück verstrickt. Das Goethewort vom Schuldigwerden des Armen herrschte in ihrer Seele.

Aber sie konnte es nicht hindern, daß Lottchen Henny bei jeder Gelegenheit quälte. Was der Instinkt der Mutter, die Zaghaftigkeit des Vaters zuließ, suchte sie zu vereiteln. Henny lebte jetzt davon, über ihren Bräutigam sprechen zu können. Sie tat es ohne Pause, heiß und schwatzhaft, sobald sie ihrer Angehörigen habhaft wurde. Mit wild wuchernder Phantasie schilderte sie ihnen Hellmuts Leben und Charakter. Es war, als rettete sie ihr Phantom, als schon die Schritte der Wahrheit hörbar wurden. Man konnte ihr nicht entrinnen, man mußte geduldig zuhören, Einwände gegen die tollen Widersprüche gab es nicht. Nur wenn Henny plötzlich in Lottchens frech-skeptische Miene sah, verstummte sie und lief aus dem Zimmer.

Fritz Kregenow seufzte schwer: „Ach Gott, das Kind . . . Das Kind is ein Kreuz. Und ich muß dir jetzt noch was sagen, Milchen . . . Es hilft nichts . . . Nimm's nich tragisch."

„Aber Fritz — um des Himmels willen — was is denn?!"

„Sie laufen mir das Haus ein, die Leute, bei denen sie was gekauft hat, das unselige Geschöpf — und außerdem — —"

„Außerdem?"

„Pastor Degenhardt is heute bei mir im Kontor gewesen — denk' dir —"

„Der Pastor? Bei dir?"

„Wo ich doch nie bei ihm in der Kirche war. Er is ein feiner Mann. Und er wollte mich — er wollte mich wegen meiner Tochter Henny warnen."

„Wegen — Henny —?"

„Ja ... Sie soll nämlich so Verschiedenes hier angerichtet haben ... Mein Gott, sei doch stille, Frau! Ich glaub's ja noch nich!"

„Alle fallen sie jetzt über das arme Kind her!!"

Fritz Kregenow richtete sich auf: „Herfallen laß ich keinen über sie — da sei man unbesorgt! Aber der Pastor hat recht — man muß vorbeugen ... und Doktor Francke is derselben Ansicht ... Alle scheinen bloß ihr Bestes zu wollen ..."

„Doktor Francke? Was wollen denn die Leute?"

„Der Doktor meint, man sollte sie 'ne Weile beobachten lassen — in irgend 'ner Anstalt."

„Anstalt —?"

„Ja — das is doch an sich nich sowas Fürchterliches, Emilie ... Denn sonst — sonst könnte leicht mal die Polizei —"

„Polizei — —?"

Emilie griff ans Herz. Ihr schwerfälliger Gatte mußte ihr beispringen, damit sie nicht zu Boden fiel. In der ‚guten Stube' nebenan spielte Henny Klavier. Es war der Trauermarsch von Chopin — dann aber tobte sie wieder: ‚Man lebt nur einmal!'

9

Wunsiedel mit der Polizei

Fritz Kregenow durchlebte bittere Tage. Der Kopf wollte ihm platzen — täglich taten sich neue Verlegenheiten auf. Dabei leitete ihn auch jetzt noch die Rücksicht auf Henny, die ihm eigentümlich war. Er konnte sich nicht dazu entschließen, ihre Verlobung in Olste als krankhaftes Hirngespinst zu erklären, obwohl das die Leute gefügiger und die Kosten geringer gemacht hätte. Was blieb dem Mädel, als ihr gefürchteter Verstand? Nein, er ließ lieber durchblicken, daß die Verlobung aus äußeren Gründen zurückgegangen sei, und die Leute dachten sich mürrisch, der vornehme Bräutigam, der soviel hatte einkaufen lassen, war gewiß als ein rechter Lump entlarvt. Immerhin tat Baumeister Kregenow ihnen leid, besonders, weil er seine Älteste wieder nicht an den Mann gebracht hatte. Ein Teil der Gläubiger gab sich mit Entschädigungen zufrieden, ein anderer nahm sogar die Ware zurück. Besonders vornehm zeigte sich Balduin Neuß, der auf die Rückgabe des Schmucks geduldig warten wollte, bis Henny sich daran satt gesehen. Nur Herr Rosenthal machte eine Bemerkung, die den Baumeister aus der Fassung brachte. Er hatte inzwischen durch das Büro Sphinx den wahren Sachverhalt erfahren und erzählte Hennys Vater, was er früher einmal mit einer Person, die nur aus Manie bei ihm eingekauft, erlebt habe. Es sei eine Art Kleptomanie und könne den Angehörigen der Kranken schwere Verlegenheiten bringen. —

An dem Tage, den Doktor Johannes Francke für

eine Unterredung mit Fritz Kregenow bestimmt hatte, kam gänzlich überraschend Hubert von Wunsiedel auf Urlaub. Die Plötzlichkeit, mit der sein künftiger Schwiegersohn auftauchte, war Doktor Francke verdächtig. Warum hatte nicht einmal Elsbeth von dem Besuch ihres Bräutigams gewußt? Nur der Überraschung wegen? So standen die Dinge nicht. Seitdem Hubert von Wunsiedel den anonymen Brief ins Feld bekommen, war seine Beziehung zu Elsbeth nicht gerade erkaltet, aber sie blieb in einer beständigen Krisis. Ruhelos wurde er von Eifersucht gequält. Er liebte Elsbeth noch, aber ihr Bild war ihm verzerrt, und keine schriftliche Aussprache konnte da Klärung bringen.

Nun stand er plötzlich vor ihr, die ein unbekannter Feind ihm hatte rauben wollen. In Elsbeth jubelte es, aber sie fühlte auch, daß alles sich jetzt entscheiden mußte.

Sie sah ihm lange und groß ins Gesicht. Der wettergebräunte Soldat, der soviel Schrecken getrotzt, verlor vor diesem gekränkten Mädchenblick die Fassung. Tränen traten ihm in die Augen, er bebte und wußte nicht, wie das schon für ihn sprach. „Was hätte ich tun sollen, Elsbeth?“ fragte er stammelnd. „War es unrecht, daß ich euch den Brief geschickt habe?“

„Nein, Hubert. Aber du hättest dem Brief nie glauben dürfen.“

„Ich hab' es ja nie getan! Dieser Wahnsinn! Diese plumpe Teufelei! Aber da draußen! Man führt ja kein menschenwürdiges Leben! Und du warst das Einzige —! Verstehst du mich denn nicht?!“

„Ich verstehe dich,“ sagte sie leise und nahm seine Hand. Da preßte er sein Gesicht auf die ihrige. Als er sich nach einer Weile aufrichtete, sagte er: „Ich muß den Schurken finden. Ich muß absolute Klarheit schaffen. Das bin ich dir und mir schuldig.“

„Und dem armen Artur Rottmann. Es geht ihm schlecht. Er hat nicht mehr viel Zeit."

„Hast du gar keinen Verdacht?"

„Ich möchte keinen haben, Hubert."

„Elsbeth!"

„In mir steht obenan, daß du keinen Verdacht mehr gegen mich hast. Ich war schon unglücklich genug. Ich will nicht noch einen andern Menschen unglücklich machen."

„Ich verstehe dich nicht, aber ich ehre dein Gefühl. Laß nur — ich brauche dich auch nicht. Jetzt bin ich wieder frei und stark. Ich werde ganz allein den Schuldigen finden." —

Hubert von Wunsiedel war Beamter. Hierin lag seine Kraft und seine Grenze. Aufrecht, fast heiter wurde er wieder, als er seinen Entschluß gefaßt hatte. Aber er war nicht nur ein Dreinschläger — er verstand sich auch auf Schleichpatrouillen. Außerdem wollte er nach dem Kriege in den Polizeidienst treten. So ging er mit großer Vorsicht zu Werk. Zunächst besuchte er Artur Rottmann und nahm bei einem zweiten Besuch seine Braut mit. Das wußten die Ölsterer natürlich bald. Sie erkannten die Unmöglichkeit, daß der Assessor den kranken Künstler als Nebenbuhler empfand. Dieser Verlöschende hatte ihm nie etwas Böses getan. Er und Elsbeth Francke würden nur um einen Freund trauern.

Dann sprach Hubert von Wunsiedel mit seinem Schwiegervater. Aber er täuschte den jungen Arzt über sich. Doktor Johannes Francke hielt ihn für beruhigt — sie plauderten über die verschiedensten Ölsterer Ereignisse, Betty kam dazu — in ihrer naiven Freude über den wiedergewonnenen Schwiegersohn begann sie auszukramen, was ‚andre Leute' durchzumachen hätten.

Ihr Gatte wollte ihren Redefluß eindämmen. Doch die empörte Mutter war nun einmal im Zuge — alle Verleumdungsattentate, die man inzwischen erduldet, schilderte sie. Sogar den Skandal der Novelle ‚Arzt und Richter' erfuhr Hubert von Wunsiedel. Er wußte, was einmal geschehen war, und hatte ausnahmsweise das Recht des Menschenfreundes dem Gesetz gegenüber in diesem Fall anerkannt.

Dem Assessor schlug das Herz. Nun war er wieder ganz Polizeimann. Er ahnte, daß ihm das Schicksal die Lösung des Rätsels in die Hand spielte. Alles, was den Bürgergemütern unbegreiflich erschien, mußte einen inneren Zusammenhang haben. Alles aber — das drang ihm immer stärker ins Bewußtsein — konnte auch zu seinem eigenen Feinde führen. Die Verleumdungen von Ölste sahen nach einem typischen Verbrecherfall aus, der ein pathologischer sein konnte. Aber diese Seite festzustellen, war später Sache der Gerichtsärzte. Soweit war man noch nicht. Erst mußte die Polizei ihr Werk tun. Als solche fühlte sich Hubert von Wunsiedel. Mit objektiver Teilnahme hörte er alles an und ließ sich kein Wort entgehen. Merkwürdig verhielt sich sein Schwiegervater. Das war der ehrliche Johannes Francke nicht mehr, der doch gewiß alle Ursache zur Empörung hatte. Ärgerlich und ängstlich blickte er auf seine Frau. Er war sichtlich unzufrieden mit ihrer Offenherzigkeit. War es möglich, daß er schon einen bestimmten Verdacht hegte? Warum hielt er ihn dann zurück? Hatte er nicht persönlich doppelten Grund, alles für die Entlarvung des Verbrechers zu tun?

Nun, Doktor Francke stand so hoch über jedem Mißtrauen, daß Hubert von Wunsiedel nur an ein gutes Motiv bei ihm glauben konnte. Sein Schwiegervater

war gewiß wieder einmal der lebensfremde Idealist. Jedenfalls bestärkte seine Haltung den Assessor darin, nicht zu verraten, was er selbst in Olste vorhatte. — —

Der erste Oktober kam allmählich heran. Henny lief durch die letzten Tage wie durch einen Irrgarten, der immer wieder an den Ausgangspunkt zurückführte. Alles, was als Glück erdichtet worden war, mußte als Unglück auf dem Dichter lasten. Das erkannte sie allmählich. Je mehr sie aus dem verbotenen Schatzgewölbe zu sich herangeschleppt, desto ärmer wurde sie. Sie stürmte auf das Schlimmste los: sie mußte zum Kinderspott werden. Alles, was zuvor an ihr herumgezerrt, war nichts gegen den Fluch der Lächerlichkeit. Wer ernst genommen wurde, war immer noch geachtet. Wehe dem Narren, der sich selbst die Kappe schuf! Es wirbelte in Hennys armem Kopf. Wohin sie auch blickte — wie geschäftig war doch alles, ihren nahenden Zusammenbruch herbeizuführen. Wenn nur die kleine Bosheit daran geabreitet hätte — selbst Lottchens scheinheilige Teilnahme, ihre tägliche Frage, ob Hellmut auch bestimmt am ersten Oktober komme, ihre Hilfsbereitschaft, Hennys Zimmer dafür zu schmücken — selbst das hätte sie nicht niedergeworfen. Aber die echten Werte, die sie noch auf der Welt besaß, Vater, Mutter, Paula, sie trieben sie ins Verderben. Man glaubte ihr ja längst nicht mehr — warum spielte man noch die Komödie des Glaubens? Warum gab man vor, ernsthaft den Bräutigam zu erwarten? Warum zwang man sich krampfhaft, an Hennys ‚Freude‘ teilzunehmen? Eine gräßliche Komödie wurde vor ihr gespielt. Zuweilen hatte Henny das Gefühl, als ob sie ihre ganze Familie wahnsinnig machte. Man glaubte schon mehr an Hellmut, als sie selbst. Trotz allem hielt man das Trugbild aufrecht — trotz Hennys eigenem Zweifel,

trotz dem Einkaufsskandal. Was sollte das alles? Die Mutter konnte sich doch nicht auf die Größe ihrer Beschämung freuen? Nein, sie mußten etwas andres vorhaben. Etwas Schreckliches mußte hinter der traurigen Komödie stecken. Henny ängstigte sich. Jede Sicherheit, auch im eigenen Elternhaus, war ihr genommen. Zuweilen stieg ihr der Entschluß aus dem Herzen, alles zu gestehen, am dreißigsten September noch ihr Lügengebäude zu zerschlagen. Doch das war am unmöglichsten. Sie sah in Lottchens Augen, und kein Wort kam ihr von den Lippen. —

Am Morgen des dreißigsten Septembers lief Henny schon vor dem Frühstück fort und kam mittags nicht nach Hause. Draußen mußte irgendwo ein Ausweg sein — dieses Gefühl trieb sie. Vielleicht kam er ihr wirklich entgegen, den sie als ihren Bräutigam den Eltern zuführen konnte. Diese letzte List lebte in ihrer Phantasie. Irgend einer, dem sie heute begehrenswert war, denn die Erregung machte ihre Erscheinung ungewöhnlich, jeder sah sie an, das wußte sie. Ein Lächeln kam auf ihre Züge, das sie noch in keiner Erniedrigung gehabt hatte — es war das werbende Lächeln der Straßendirne, die nachts um den Bahnhof herumstrich. Es sollte ihr den Mann erzwingen. Wer ihr heute folgte, tat ihr auch den Gefallen, zu Hause Hellmut von Nostiz zu sein.

So lief sie mit wildem Blick durch die Ölsterer Straßen. Einem invaliden Offizier, der ihr an Krücken entgegenkam, bot sie sich deutlich an. Fast kam ein Flüsterwort auf ihre Lippen. Das bleiche Gesicht des Mannes wurde noch etwas bleicher — er sah sich mühsam nach ihr um, er wußte nicht, was er aus ihr machen sollte.

Es war ein grauer, häßlicher Tag. Schlotrauch

aus den Fabriken verdüsterte ihn noch mehr. Schmutziger Staubregen hüllte Henny ein und machte ihre Kleider schleimig. Plötzlich war es ihr, als ob sie an einem bekannten Garten, an einem bekannten Hause vorüberkäme. Angst packte sie. Sie machte sich nicht klar, wo sie sich befand, um nicht von einem Rächer festgehalten zu werden. Aus der Gartentür trat ihr ein Mann entgegen. Es war eine wohlbekannte Erscheinung, klein, altmodisch, wie aus einer andern Zeit, ein Tuch um den Hals gewickelt, den Zylinder unter einem großen Regenschirm. Sebastian Willich stand vor ihr. In der Wiederholung ihrer Begegnung lag Schicksal. Dieses Gefühl hemmte Hennys Trotz. Sie kam nicht weiter. Eine merkwürdige, kindliche Hilflosigkeit ergriff sie. Es geschah ihr, daß sie vor dem kleinen Musikus stehen blieb, als ob sie einen weiten Weg zu ihm gemacht hätte. Tränen füllten ihre Augen und rannen über die blassen Backen nieder. Wie wohl ihr das tat! Sie zitterte und schwieg. Sie starrte Sebastian Willich an.

Er überraschte sie auch. Der weltfremde Sonderling war weder entsetzt, noch verblüfft. Zwar schien er auf diese Begegnung nicht vorbereitet zu sein, aber sein reines Gewissen machte ihn so stark, daß er sofort die rechte Haltung fand.

„Das ist ein garstiges Wetter, Fräulein Kregenow. Darf ich Sie vielleicht bitten, mir in mein Haus zu folgen?

Sie folgte ihm willenlos. Wie ein verirrtes Tier kam sie in einen warmen, schützenden Stall. Bei einem Menschen war sie — welche Wohltat! Der Einsiedler hatte Güte, der Samariter kannte keine Grausamkeit gegen sie.

In seinem altmodischen Stübchen, das ihr von den

Klavierstunden her bekannt war, saß sie ihm gegenüber. Die nassen Sachen hatte er ihr sorglich abgenommen. Wie ein Bruder war er ihr behilflich. Ein warmes Getränk, das er ihr bringen wollte, lehnte sie hastig ab. Indem sie mit starren Augen auf die Beethovenbüste blickte, die geisterhaft vom Notenschrank niederleuchtete, bewegte sie die Lippen, um zu sprechen. Der Schwerhörige glaubte, daß sie schon gesprochen habe, und bat sie schüchtern, etwas lauter zu sein. Da fuhr Henny sich mit der Hand über die Stirn. Ein wirres Lächeln flog über ihr Gesicht. Sie begann nun ganz verständlich: „Herr Willich — — treiben Sie einen armen Hund nicht auf die Straße zurück, ins Hundewetter! Lassen sie ihn sich mal tüchtig ausheulen! Er hat keine Stelle mehr, wo das erlaubt ist!"

Nie hatte er solchen Ton von Henny Kregenow gehört. Er zweifelte nicht an ihrem Verstande, er begriff sie, und die Seltsamkeit ihrer Anwesenheit wurde ihm klar. Erschüttert nickte er. „Verfügen Sie über mich ... Sie wissen ja, ich dränge mich Ihnen nicht auf. Ich bin nur da, wenn Sie mich wollen."

Er sprach energisch, nicht empfindsam. Er zeigte sich heute als Mann, nicht als Künstler. Sein Ahnungsvermögen griff ihrem Geständnis vor — das löste ihr noch mehr die Zunge. — „Ich bin nicht katholisch, Herr Willich. Sie sind es ja auch nicht. Aber ich kann nirgends beichten, als bei Ihnen. Zum Beichtvater taugen Sie gut. Hören Sie mich mal an. Ich habe mich sehr weit treiben lassen, Herr Willich. Wovon? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls bin ich fürs Irrenhaus oder fürs Zuchthaus reif. Ich übertreibe nicht. Ich will Ihnen alles gestehen, wie es war. Nicht mehr und nicht weniger. Machen Sie damit, was Sie wollen. Jedenfalls habe ich keine Lust, es einem Pfaffen

oder einem Schutzmann zu sagen. Sie sind beides nicht. Soviel ich auch immer gegen Sie gehabt habe — das hat mir stets an Ihnen gefallen."

Sie brach ab und holte tief Atem. Ein stöhnender Laut kam aus ihrer Brust — es war, als ob ihre Lunge blutete. Fieberglanz flackerte in ihren Augen. Eigentlich war sie nicht bewußt bei ihm — das fühlte Sebastian Willich. Nachtwandlerisch war sie zu ihm getreten, aus dem eisigen Raum der Verlassenheit. Er war ihr nur ein Symbol. Wenn Gott nicht mehr zu finden war — die gehetzte Kreatur mußte einen Menschen haben.

Jetzt fuhr Henny fort: „Herr Willich, Sie wissen doch wohl, wer in Ölste verleumdet worden ist? Der gute Pastor Degenhardt! Ich habe ihm die Punschtorte geschickt! Ich habe die Verse dazu gedichtet! Warum? Ja, lassen Sie mich mal überlegen — richtig — so war es! Weil er solch unanständiges Mitleid mit mir hatte. Andre Leute waren mir wieder zu anständig. Die Novelle ‚Arzt und Richter' zum Beispiel — im Ölsterer Boten — die haben Sie doch gelesen? Nicht? Also alles ist von mir. Selbstverständlich — selbstverständlich hat Bildhauer Rottmann auch nie die Elsbeth Francke modelliert."

Sie stierte nach ihren wirren Worten vor sich hin. Dann lispelte sie: „Nun wollen Sie wohl gern wissen, wie ich zu all den Scheußlichkeiten gekommen bin? Aber Sie machen beinahe ein Gesicht, als ob Sie es schon wüßten? Ein sonderbarer Mensch sind Sie doch, Herr Willich. Eigentlich können Sie gar nichts von uns Weibern wissen, und doch wissen Sie alles. Da muß ich Sie mal was fragen — ja, ich muß! . . ."

Der Musiker hielt seine feinen, weißen Hände auf den Knien — sie bebten leise. Dann sagte er: „Fragen Sie nur . . ."

„Wissen Sie was von meiner Verlobung?"

„Gewiß . . ."

„Glauben Sie daran?"

„Fräulein Kregenow — wie soll ich — —"

„Sie sollen mir die Wahrheit sagen! Wenn Sie sich jetzt genieren, geh ich! Also?"

„Nun, das Ganze — das Ganze kam mir ein wenig — unwahrscheinlich vor. Das heißt . . ."

Ihr Blick brachte ihn zum Schweigen. Es war der kaltfeurige Blick einer Verlorenen. „Es ist gut. Ich danke Ihnen. Sie haben es mir nicht zugetraut? Nicht wahr? Das Glück geht mir aus dem Wege, nicht wahr?"

„Mir auch." Voll tiefer Schönheit drangen diese Worte aus seiner Brust.

Henny hielt sich die Ohren zu. „Davon will ich nichts wissen! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber S i e sind mir egal! Sie müssen schon mal solch edler Mensch sein, daß ich Ihnen darum nicht egal bin! Also, ich habe meinen Bräutigam frei erfunden, Herr Willich! Alles, alles, seine Briefe, sein Bild, seine Geschenke und leider seine Liebe auch! Morgen ist der erste Oktober! Da platzt die schöne Seifenblase!"

„Warum morgen?"

„Weil mein Kriegsheld morgen auf Urlaub kommen soll!"

Sie stand, plötzlich abbrechend, auf und ging mit zuckendem Gesicht zur Tür. Er folgte ihr: „Was haben Sie nun vor? Was soll aus all dem werden?"

Sie lächelte ihn an — es war ein fürchterliches Lächeln. „Komische Frage . . . Glauben Sie, daß ich Ihnen darauf antworten kann? Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, daß ich mich in Olste nicht blamieren darf. Um einen Sensationsprozeß soll die Bande kommen."

Sie wollte fort, aber Sebastian Willich hielt ihre Hand fest: „Fräulein Kregenow — ich bitte Sie jetzt — da Sie mich teilnehmen lassen — mich allein an Ihrem großen Unglück — mein Wort kann Ihnen nicht gleichgültig sein — versprechen Sie mir eines — —“

Sie starrte ihn mit stumpfem Blick an: „Bitte?“

„Aber halten Sie es auch!“

„Wie nett Sie sind, wenn Sie unverschämt werden. Ich halte immer, was ich versprochen habe.“

„Ihre Hand darauf!“

„Kleiner Gauner, erst muß ich doch wissen, was es ist?“

„Ich will Ihnen helfen — ich kann ihnen helfen — — aber nehmen Sie auch meine Hilfe an. Glauben Sie an meine Hilfe, Fräulein Kregenow?“

Ein dämonischer Glanz kam in Hennys Augen. Sie bannte ihn damit, wie ein Basilisk das Waldtier. Dann zuckte sie kurz die Achseln: „Warum soll ich das nicht? Ich weiß ja, daß Sie ein anständiger Mensch sind. Aber Sie irren sich selbstverständlich. Sie wollen mich festmachen. Ich soll vor Ihrem Edelmut zusammenbrechen. Das paßt mir nicht. Mit einem Wort, Herr Willich — was wollen Sie von mir?“

In ihren unheimlichen Reiz verloren, sah er sie an: „Ich will . . . ich möchte . . . Sie sollen mir Ihr Glück vertrauen.“

„Mein Glück?“

„Ihr Glück — und Ihre Ehre . . . Ich bin der Überzeugung: Ihr wahres Menschentum ist es trotz allem wert.“

„Menschentum! Sie sehen mich also gar nicht mehr als Weib? Ich danke!“

Sie glaubte ihn mit den letzten Worten abzuschütteln, aber sie fühlte, daß diese Worte für ihn

keine Kraft hatten. Er blieb unbeirrt vor ihr stehen. Da sah sie den kleinen, seltsamen Menschen mit einem neuen Blick an. Plötzlich durchzuckte sie derselbe Gedanke, der sie auf der Straße zuvor gejagt hatte. Nur war es kein nebelhafter Wahn mehr, sondern greifbare Möglichkeit. Sie lächelte in der Lust ihres Einfalls. „Herr Willich — Herr Willich — Sie könnten mir wirklich — ja, Sie könnten mir einen sehr großen Gefallen tun ... Das Größte, was ich von einem Menschen jetzt ... Ja, ich vertraue Ihnen mein ‚Glück' und meine ‚Ehre' und was Sie sonst noch wollen."

„Sagen Sie mir alles."

„Also gut denn — Sie wissen, ich kann's nicht überleben, daß mein Bräutigam ausbleibt. Ich darf mich in Olste nicht blamieren. Sonst werde ich verrückt. Wie wär's, Herr Willich — Gott, es ist ja ein toller Gedanke — wie wär's, wenn Sie die Rolle übernehmen würden? Komödie ist ja doch das ganze Leben. Kommen Sie am ersten Oktober als Hellmut von Nostiz, Oberleutnant, Eisernes Erster, aus dem Feld! Sie, Sie!"

Sie taumelte lachend im Zimmer umher. Er aber blieb aufrecht und ernst. Bleich sah er sie an, in unbeirrter Kraft: „Sie machen aus der Wahrheit eine Narretei ... Meinetwegen ... Trotzdem steckt die Wahrheit in Ihren Worten. Ich schrecke vor keiner Konsequenz zurück ... Die Rolle des Bräutigams, den Sie erdichtet haben, könnte ich freilich nicht spielen, denn man kennt mich in Olste ..."

„Ach richtig! Verzeihen Sie! Ich Konfusionsrat! Man kennt Sie in Olste! Man wird Sie schwerlich für Hellmut von Nostiz halten! Auch in Uniform!"

Sie lachte noch toller. Er blieb unbeirrt. „Man

soll mich für Sebastian Willich halten. Ich werde als der kommen, der ich immer war, und werde mit allem für Sie eintreten, was ich besitze."

Jetzt kam ein jäher Ernst in Hennys verzerrte Züge. „Mensch," stieß sie hervor — „was meinen Sie damit?"

„Lassen Sie mich — vor Ihren Eltern und vor der ganzen Welt Ihr Verlobter sein ... Lassen Sie mich das Wahngebilde zerstören, solange es noch Zeit ist ... Wenn ich auch noch so gering bin — ich bin doch mehr als ein Wahngebilde!"

Henny tat aufgejagt einen Schritt zur Tür — aber sie blieb im Zimmer. „Machen Sie sich lustig über mich?!"

„Das glauben Sie wohl selbst nicht ..."

„Nein, nein! Das ist ja unmöglich! ... So sind Sie nicht! ... Aber ich weiß ganz genau, was in Ihnen vorgeht! ... Sie wollen mir den Rest geben — ich soll mich aufgeben — ‚retten' wollen Sie mich — oder vielmehr eine verschrobene ‚Idee', die Ihnen vorschwebt — es handelt sich für Sie ja gar nicht um mich!"

„Damit weiß ich nichts anzufangen. Traurig, daß Sie so denken, aber das rechne ich Ihrer Erregung an. Ich sage Ihnen: es handelt sich um Sie, nur um Sie für mich. Ich kenne Sie am besten hier in Olste. Ich habe immer geschätzt, woran die andern vorübergingen. Mein Glaube an den Menschen in Ihnen ist stark. Nie stirbt die Kraft zum Guten in einem Wesen Ihrer Begabung. Die Kraft zum Guten aber braucht einen Gärtner, dann verdorrt sie nicht, dann wird sie allmählich die Kraft zum Glück. Das Glück aber ist die Läuterung und das große Erwachen. Unerträgliche Dinge liegen wie ein wüster Traum hinter

einem. Die maßlose Phantasie beugt sich vor der bescheidenen Wirklichkeit. Man wird gut, wenn man Mensch sein darf. Das ist mein Glaube."

Sie lauschte seinen Worten — sie suchte ihn nicht aus den Augen zu verlieren, als ob er ein Phantom wäre. Zugleich aber wollte sie noch einmal das Lächerliche an ihm finden — es war ja Sebastian Willich, der so zu ihr sprach. Aber sie fand es nicht. Auf dieser bleichen Stirn, in diesen gütigen, erregten Augen war etwas, wovor sie sich beugen mußte. Sie riß noch einmal aus Schmutz und Reinheit empor, was sie ihm antworten wollte: „Entschuldigen Sie — für mich ist das alles Redensart! Was heißt das alles? Wie soll ich zu Ihren Wohltaten kommen? Ich verdiene sie nicht, und Sie können mir nicht helfen!"

„Wenn ich für Sie spreche? Wenn ich Ihre Feinde entwaffne? Wenn alle, die Ihnen jetzt zürnen, durch mich das richtige Bild von Ihnen bekommen?"

„Sie reden ja, als wäre schon alles entdeckt? Sie bringen mich erst ins Unglück!"

„Fräulein Henny — man ist auf dem Weg der Entdeckung . . . glauben Sie mir . . ."

Er sah sie durchdringend an — da verlor sie die Farbe aus dem Gesicht. Sie wankte ins Zimmer zurück und mußte sich setzen. „Was wissen Sie?"

„Nichts Bestimmtes . . . Aber fürchten Sie nichts. Ich werde mich für Sie verbürgen . . . Ich werde sagen: Laßt endlich ab von ihr . . . Ihr versteht sie nicht . . . Ihr versteht den Schmerz ihres Schicksals nicht. Mir ist er nahe . . . Nur das Glück muß sie kennen lernen . . . Dann wird sie alles sühnen und ersetzen . . . Freilich kann es nur ein Glück sein — das — ich meine . . ."

Noch einmal erstarb ihm der Mut. Sie saß mit

starren Augen vor ihm, leise schüttelte sie den Kopf. „Welches? ... Bitte ... Sprechen Sie doch aus ...!"

Ein letzter Anlauf — Sebastian Willich würgte — aber er sprach: „Das Glück — das i ch ihr bieten kann! Der wirkliche Verlobte — noch so gering — und doch ..."

Henny reckte sich langsam. „Das wollen Sie den Leuten sagen ... ?"

„Lassen Sie mich Ihnen meinen Namen geben, meine Habe, meine Ehre — nur um Ihre Schuld aus der Welt zu schaffen. Sie müssen gleichberechtigt sein. Ein Schimmer von Zufriedenheit muß über Sie kommen. Man achtet mich hier in der Stadt, das weiß ich. Wenn Sie meine Frau sind — wird man auch Sie achten."

Henny blickte ihn unverwandt an. Ihre Lippen zuckten.

„Glauben Sie nicht, daß ich an ein behagliches Leben unter den Augen der Ölsterer denke. Nein — für die ist nur die Tatsache. Leben müssen wir anderswo — wo uns niemand kennt, wo wir voraussetzungslos unsern Weg gehen können. Ach, Fräulein Henny — ich sehe soviel Reiches und Schönes noch vor mir! Aber ich bin wohl ein Schwärmer. Wenn Sie nur ein bißchen Glücksmöglichkeit, einen winzigen Vorteil Ihrer Seele vor sich sehen ..."

Jetzt erhob sie sich langsam. „Also ein richtiger Heiratsantrag," flüsterte sie. In ihre Augen kam ein toter Glanz. „Aber sagen Sie mir doch: was ist Ihr Motiv? Die Frage ist verzeihlich. Warum wollen Sie das alles für mich tun? Um nichts?"

Jetzt sah sie Tränen in seinen Augen. Sie bereute ihre Frage. Aber er sprach: „Ich will es Ihnen sagen, Fräulein Henny. Um etwas ... Um eine Lebensaufgabe ... Die ist mir unendlich mehr, als alle Kunst."

„Fürchten Sie sich denn nicht lächerlich zu machen?"

„Darauf antworte ich nicht ... Ich will Sie schützen mit all meinen Kräften — vor Ihnen!“ ...

„Lassen Sie mich zufrieden!“ Sie rannte zur Tür. Dort blieb sie aber noch einmal stehen. „Seien Sie mir nicht böse, Herr Willich ... Ich bin nun mal so ... Ich kann nichts anders ...“ Sie sprach mit veränderter Stimme, schön und weich, wie er es nie von ihr gehört.

„Stoßen Sie mich wirklich von sich?“

„Nein! Aber geben Sie mir Bedenkzeit! Das ist doch das Wenigste! Bedenkzeit, Herr Willich!“

„Nein, ich muß unverzüglich handeln — bevor es zu spät ist ... Glauben Sie mir, die Rache läuft schnell ... Lassen Sie mir freie Hand, und morgen — morgen früh komme ich zu Ihren Eltern ...“

„Ich schreibe Ihnen! Ich schreibe Ihnen! Morgen früh haben Sie Nachricht von mir! Warten Sie darauf!“

Sie rannte fort. Als sie in ihr Elternhaus kam, hörte sie Stimmen im Eßzimmer — die bannten sie. Wer war gekommen? Die Mutter schluchzte. Der Vater sprach mit veränderter, demütiger Stimme. Lottchen war nicht zu Hause. Nun kam ein fremder Ton: sächsisch, singend, lauernd, gefährlich. Henny hatte diese Stimme schon einmal bei einer Gerichtsverhandlung gehört. Wie gejagt huschte sie die Treppe hinauf und schloß sich oben ein. Der Besuch war der Kriminalschutzmann Bolzach.

10

Die Verlobung

Es war kein angenehmer Fall, der den alten Polizisten in das Kregenowsche Haus geführt hatte. Kriminalschutzmann Bolzachs Tätigkeit erstreckte sich

sonst nur auf die Arbeiterviertel von Olste, man traf ihn in den Vorstädten und auf dem offenen Land. Verbrechen im eigentlichen Stadtgebiet waren selten, weil hier, beschränkt und klar, der alte Bürgergeist herrschte.... Da gab es nur die ausgefahrenen, aber ehrlichen Geleise. Dieser Bürgergeist umfaßte Namen, die Kriminalschutzmann Bolzach ebenso geläufig waren, wie jedem Beamten der Stadt. Er wurzelte in ihrer Hochschätzung, er konnte sein Arbeitsgebiet nicht damit in Verbindung bringen. Erst jenseits fing das ‚Unerlaubte‘ an.

Zu diesen Namen gehörte auch Baumeister Kregenow. Ihm dankte die Stadt viele, altbekannte Häuser, er galt auch als wohltätig bei den kleinen Leuten — nie hatte Herr Bolzach gedacht, von Amts wegen zu Fritz Kregenow kommen zu müssen. Überhaupt ‚lag‘ ihm der ganze Fall nicht. Er hatte es sogleich aus dem Herrn Amtsrichter herausgehört, man solle nicht zu scharf vorgehen, noch funktioniere dieser Strafantrag nicht. Der Herr Amtsrichter hatte zwar den entrüsteten Assessor von Wunsiedel teilnehmend angehört und ihm die schnellste Behandlung des Falles zugesichert, auf ihn wirkte gewiß auch ein feldgrauer Oberleutnant — aber er hatte schon das Kennwort ‚pathologisch‘ fallen lassen, und wenn dieses Wort fiel, wußte Herr Bolzach schon seit Jahren, daß es kein Gefängnis geben würde. Ein laues Sachverständigenurteil mit Überweisung in eine Irrenanstalt allenfalls. Seiner eigenen Tätigkeit war damit die Spitze abgebrochen.

In diesem Falle war ihm das lieb. Die Peinlichkeit, mit einer schweren Anschuldigung gegen ihre älteste Tochter zu Herrn und Frau Kregenow zu kommen, konnte er mildern, indem er bald einfließen ließ, daß ihm die ganze Sache krankhaft vorkomme. Es sei ja

auch so noch schlimm genug. Assessor von Wunsiedel sei übrigens ein Kriminaler, von dem man noch viel erwarten könne. Im Handumdrehen habe er herausgekriegt, daß der anonyme Brief, den er im Feld bekommen, und andre Schriftstücke, die in Ölste peinliches Aufsehen erregt, von derselben Person stammten. Die Geschichte im „Ölsterer Boten‘, die solche Gemeinheit gegen seinen Schwiegervater bedeute, habe ihn darauf gebracht. In der Redaktion des Schundblattes sei es von ihm festgestellt worden, und er kenne jetzt auch die Maschinenschreiberin, wo Henny alles habe schreiben lassen. Das Spottgedicht auf Pastor Degenhardt aber und der Begleitbrief der Novelle stammten von derselben Hand. Ja, der Assessor von Wunsiedel sei ein Hauptkerl — sobald er sein Material beisammen gehabt, schonungslos eingeschritten, kein Federlesen mehr, Strafantrag gestellt! Herr Bolzach merkte plötzlich, auf wessen Kosten er den Assessor lobte. Die armen Eltern knickten unter seinen Worten fast zusammen. Aber glücklicherweise war man mit dem Beamten allein. Lottchen machte heute einen Ausflug mit ihrem Kränzchen. Henny selbst war noch nicht zum Vorschein gekommen. So konnte man sich Herrn Bolzach aussprechen. Mißbilligend hielt Fritz Kregenow seine Frau davon zurück, ihm ein Glas Mosel und ein Stück Schokoladentorte anzubieten. Emilie hatte eben keine Ahnung von Amtshandlungen. Mit großen Angstaugen erfuhren sie, was gegen ihre Tochter vorlag. Sämtliche Skandalgeschichten der Stadt auf Henny zurückzuführen! Emilie konnte nichts mehr sagen. Sie stützte den grauen Kopf in die Hände und wimmerte vor sich hin. Fritz Kregenow ging rastlos im Zimmer umher. „Wenn ich bloß wüßte, wie das Weibstück darauf gekommen ist! Wo hat sie das vor sich gesehen?

Haben wir ihr solch Beispiel gegeben, Emilie? Herr Kriminalschutzmann, Sie kennen mich seit zwanzig Jahren — hab' ich solche Schmach und Schande von meinem eigenen Blut verdient?"

Jetzt veränderte Herr Bolzach seine Stimme. Die helle, sächsische, die sonst so lauernd und gefährlich war, kam zum erstenmal in warme Natürlichkeit: „Das is es äben, Herr Baumeester. Das hat mich äben so erschittert — ich sag' es Ihnen ganz offen. Und damit kann ich Ihnen auch 'n Trost gäben. Nähmen Sie die ganze Sache nich zu schwär — und Sie auch nich, Frau Baumeester. Sie is ja gewiß sehr ernst und traurig — aber ich hoffe, daß es was Unzurechnungsfähiges is. Ganz schlimm kann es darum nich wärden. Wenn es nämlich krankhaft is — w e n n es so is — es is ja nich m e i n e Sache, das zu entscheiden — dann hätt' sich Herr von Wunsiedel seinen Schritt wohl noch 'n bißchen überlägen kennen."

Emilie fuhr auf — ihr beleidigter Mutterschmerz veränderte sie völlig: „Hörst du's, Fritz? Hörst du's? Dieser Schuft! Wie kommt der Mensch dazu! Mein Kind! Mein armes Kind!"

„Emilie! Mäßige dich!"

„Ja, bitte sähr, Frau Baumeester — darum muß ich Sie auch ersuchen! Schuft — das is 'n Ausdruck —!"

Oben horchte Henny. Sie lag auf den Dielen ihres Zimmers und preßte das Ohr an das kalte Holz. Sie konnte fast alles verstehen. Bald hörte sie, wie Herr Bolzach Abschied nahm. Die Mutter schluchzte weiter, der Vater tröstete sie. Weicher sprach er, als gewöhnlich. Es war, als ob das schwere Erlebnis die beiden Alten einander näher brächte. Henny erhob sich mühsam. Ja, Sebastian Willich hatte recht: Die Rache lief schnell. Schon nahte das Ende. Zuchthaus

oder Irrenhaus — genau, wie sie es sich gedacht. Wo kam noch Rettung? Von ihm? Von dem kleinen Tauben, dem Abseitigen, der komischen Person der Stadt? Nein, nein — sie nahm ihn jetzt ernst, aber der Retter konnte er nicht sein . . .

Sie setzte sich plötzlich an den Schreibtisch. Sie glaubte jetzt zu wissen, was sie ihm antworten mußte. Doch nach den ersten Zeilen schon warf sie die Feder fort. So ging es nicht. Jedes Wort war verkehrt und unwürdig, hatte eine falsche, unmögliche Stimme. Ja, wenn er es nicht gewesen wäre, an den sie schreiben sollte! Wenn sie die Adresse der ganzen ‚Welt' gewußt hätte! Aber er war nicht von dieser Welt. Das wußte sie jetzt, das brannte in ihrer Seele. Dankbarkeit und Haß, Bewunderung und Verachtung kämpften in ihr. Der Mensch war ihr begegnet, der das Leid der Menschheit auf sich nahm! Er wollte sie erlösen, und sie wußte, sie allein, daß er sie ins letzte Verderben brachte. Warum mußte sie ihm noch begegnen? Der schöne, wüste Traum wäre ohne ihn zu Ende geträumt worden. Erwachen im Gefängnis, im Irrenhaus — gleichviel — der Tod konnte rasch herbeigelistet werden. Nun trat ein andrer herbei und schob ihn weg und kündete Leben. Ein andrer? Ein Männchen. Ein kleiner Bettler am Wege, wie sie. Ein Enterbter — wie sie!

Mit wildem Lachen warf sie sich aufs Bett. Dort ging ihr Lachen in bitteres Weinen über. Nein, nein, so war es ja auch nicht. Der Bettler war unendlich reich. Der Enterbte war Gottes Erbe . . .

Da erlebte sie, als sie so kraftlos dalag, etwas Wunderbares: Sie sah Sebastian Willich in einer andern, höhern und edlern Gestalt. Sie sah sein geistiges Abbild. Und die Worte hörte sie wieder, die

Worte, die er da in seinem alten, dämmerigen Zimmer gesagt, nur klangen sie jetzt größer, wie von einem Helden: „Ich kenne dich! Ich trete für dich ein! Du mußt das Glück kennen lernen! Das Glück aber ist die Läuterung und das große Erwachen!“

Wie Glocken klang es. Solche Worte hatte Hellmut von Rostiz nicht gehabt. Sebastian Willich war ja ein Künstler! Ein Schöpfer! Aber Sebastian Willich ... Sie riß ihre Augen auf. Dunkel war um sie her. Unten im Eßzimmer schwatzte Lottchen, die eben von ihrem Ausflug heimgekommen war. Der Vater räusperte sich und blätterte in der Abendzeitung. Olste! Leben! Wirklichkeit! Unentrinnbar! ... Nein, wenn sie die Augen öffnete, sah sie Sebastian Willich wieder, wie er wirklich war. Das Männchen ... der abseitige, verkümmerte Träumer ... Ein bißchen Respekt und ein bißchen Lächerlichkeit um ihn her. Darf ich vorstellen — mein Bräutigam — Herrn Sebastian ...

Angst!!! Sie fuhr empor. Sie rannte wieder zum Schreibtisch. Hastig bekritzelte ihre Feder das Papier. Gedichtet habe sie, was sie nicht erleben dürfe. Nun solle sie sich vor einer fremden Phantasie beugen? Unterkriechen solle sie bei einem Nachbarbettler, bei einem Wahn, der verkrüppelt war neben ihrem hohen, ragenden?

Nein, nein, sie zerknüllte auch dieses Blatt. Solange sie nicht dem Stärkeren beikommen konnte, das er hatte, er hatte es unbedingt — solange durfte sie ihm nicht absagen. Sie preßte die Fäuste an die Schläfen. Sie wollte endlich erkennen, was dieses Männchen ihr überlegen machte. Sein Verstand? Sie nahm es mit jedem auf. Sein Talent? Das waren saure Trauben. Aber seine Güte ... Lieber Himmel, seine Güte ... Da lag Simsonskraft.

Sie trat zum Fenster. Was sah sie draußen in der sinkenden Nacht? Vielleicht war Selbstaufopferung der Sieg über die Welt. Der Geist baute sich den Körper. Das war Pastor Degenharts Welt. Aber mehr noch — es war Sebastian Willichs Welt. Auch so schwebte vielleicht das Glück heran. Satan war ja ein gefallener Engel ...

Sie schrieb ihm zum drittenmal. Mildere, gefaßtere Worte. Es sollte Dank und Anerkennung für einen großen, gütigen Dienst sein. Es hätte auch aus einem Briefsteller stammen können. In seinen Händen konnte sie es sich nicht vorstellen.

Nun gab sie es auf. Sie verließ den Schreibtisch, gebückt und zerschlagen saß sie auf ihrem Bett. Im Halbtraum trachtete sie wieder ihrem Phantom nach. Immer ferner rückte die kleine, treue Wirklichkeit ... „Hellmut!" flüsterten ihre weißen Lippen. „Komm doch, Hellmut! ... Warum bist du es nicht?"

Als die Sonne des ersten Oktobers ins Zimmer schien, saß Henny noch immer kältestarr auf ihrem Bett. Noch immer bewegten sich ihre weißen Lippen. „Hellmut" — „Sebastian" — die beiden umschwebten sie. Dann fuhr sie auf: der erste Oktober! Der Tag des Gerichts! — —

Sie wankte zum Fenster. Da — war es Sinnestäuschung? Träumte sie noch? Die kleine Gestalt, die sie unten auf der Straße sah, wartend und hinaufstarrend zu ihr, es war Sebastian, der wirkliche Sebastian! Gebieterisch, gültig in der hellen Tagesstunde. Henny riß das Fenster auf, ohne zu bedenken, wie sie aussah, mit wirrem Haar und im Nachtrock. „Ich komme!" rief sie. — Da verklärte sich sein bleiches Gesicht. Er lüftete den Zylinder, er winkte. Notdürftig machte Henny sich fertig. Rätselhafter Trieb erfüllte sie.

Sie strebte zu ihm hinunter, nur zu ihm. Spät war es, spät. Aber sie kam noch zurecht. Bald stand sie vor ihm. Als sie ihm die Hand gab, konnte er ihre Antwort nicht mißverstehen.

Sie gingen in der Herbstsonne langsam auf und ab. — „Verzeih mir, daß ich nicht geschrieben habe, aber ich brachte keinen Brief zustande."

Sie sprach leise, doch jedes Wort verstand er. Beglückt hörte er das Du. „O Henny, ich dachte es mir ... Nun brauchen wir ja keine Briefe mehr."

„Du bist wirklich treu. Du bist doch gekommen."

„Ich bringe dir auch etwas mit. Du bist frei, Henny."

„Frei . . .?"

„Mein guter Stern führte mich gestern zu dem Mann der helfen konnte. Ich war bei Pastor Degenhardt. Ich sagte ihm alles, und er verstand mich. Seine christliche Liebe ist echt. Er gab mir nicht nur gute Worte, sondern auch gute Tat. Zu Doktor Francke gingen wir spät noch, und dort trafen wir Herrn von Wunsiedel. Der Strafantrag war schon gestellt — du weißt es wohl — aber Herr von Wunsiedel zieht ihn zurück. Meine Bürgschaft — meine Bitte — — es genügte ihm."

Er sah sie frösteln. „Ist dir nicht gut, Liebste?"

„O doch! . . . Nur alles ist — ich weiß nicht — alles strengt mich so namenlos an . . . in meinem Zimmer war ich frisch . . . Jetzt die Luft — und das Licht — —"

„Wollen wir lieber ins Haus? Komm — wir gehen jetzt zu deinen Eltern."

Sie blickte ihn an, aber er hatte nicht das Gefühl, daß sie ihn in den Augen hatte. „Wie du willst . . ."

„Nein, ich möchte, was d u willst . . ."

„Alles was du willst . . ."

Beklommen führte er sie in das Haus. Verändert war sie — er konnte sie für glücklich und zugleich für gebrochen halten. Seine Sendung war doch Heilen? Er wahrte mühsam seinen Mut.

Im Hausflur standen sie plötzlich Hennys Vater gegenüber. Fritz Kregenow hatte gestern noch am Stammtisch vom ‚Blauen Hecht' erfahren, daß Sebastian Willich der Retter seines Kindes war. So fremd ihm im ersten Augenblick diese Lösung erschienen, so sehnte er sie jetzt herbei. Sebastian brauchte Hennys Vater nichts zu sagen — bei ihm und bei der Mutter fand er alles vorbereitet. Auch Lottchen zeigte sich, freundliche Zustimmung auf dem Gesicht. Der Gast wurde in das Wohnzimmer geleitet. Henny folgte den andern unter einem Druck, der ihr etwas Nachtwandlerisches gab. Sie verstand eigentlich nicht, was vorging, aber sie wunderte sich über nichts mehr. Die jähe Wandlung der Dinge konnte wohl nicht anders sein. Sie hatte keinen Menschen um Verzeihung gebeten, und alle verziehen ihr. Sebastian Willich war noch nie in ihrem Elternhause gewesen — nun wurde er ohne Mißtrauen als Schwiegersohn begrüßt. Ja, man wollte sie wohl auf gute Art loswerden . . . Als ihr dies plötzlich einfiel, wandte sie sich zu Lottchen: „Was sagst du dazu?" fragte sie mit einem Lächeln, das kein Lächeln war. — Lottchen erschrak vor ihrem Ausdruck, dann antwortete sie: „Ach, Henny — es ist das Vernünftigste, was du tun kannst. Ich wünsche euch aufrichtig Glück. Ihr beide paßt ausgezeichnet zueinander."

Abgrund . . . Sie hörte scharf. Ja, aufrichtig war Lottchen. Sie hatte sogar feuchte Augen, fast etwas Gütiges lag in ihren sonst so harten Augen. Sie fand,

daß Henny und Sebastian zueinander paßten. Das fand gewiß die ganze Welt. Lottchens Welt. Ein eisernes Tor schloß sich langsam hinter Henny. Tod der Träume. Verstohlen sah sie ihren Bräutigam an. Er lächelte selig, der Gute. Er war von dem überströmenden Füllhorn des Glücks betäubt. Wenig Worte brachte er hervor. Da unterbrach ihn der Vater: „Lassen Sie's gut sein, bester Herr Willich. Sie haben eben die Macht, auf die es ankommt. Die hat unsern Pastor getroffen, die hat sogar den wilden Assessor besiegt. Wer Sie ansieht, weiß Bescheid. Um Ihretwillen versöhnt sich ganz Ölste mit Henny."

„Ich bin Nebensache," flüsterte die Braut.

„Ja, glaubst du etwa, um deinetwillen?! Sei du froh, daß die Geschichte noch so abgelaufen is — daß du einen Mann kriegst, wie . . ."

Die Zornesader schwoll Fritz Kregenow auf der Stirn. Da winkte Emilie mahnend und bittend. Er schwieg.

Paula kam. Sie brachte wunderschöne Rosen mit und reichte sie Henny, die ihr zum erstenmal in den Hausflur entgegengelaufen. Draußen geschah etwas, was Paula nie mehr vergaß. Hennys angesammelter Aufruhr entlud sich. Es strömte furchtbar und selig zugleich aus ihrer Zerrissenheit. Sie konnte nichts sagen, und Paula konnte nichts verstehen. Nur die Ergriffene umklammern, den Menschen, der wirklich ihr Glück wollte, die treue Schwesterseele. Henny küßte immer wieder Paulas Rosen, und die Dornen zerrissen ihre Lippen, die schönen Blüten wurden mit Blut bedeckt und zerdrückt. — — — — —

Es ging seinen Gang. Henny wehrte sich gegen nichts mehr, aber von ihr kam auch kein Entschluß. Ihren Bräutigam ließ sie alles besorgen und vor-

bereiten. Eifrig, von nie gekannter Tatkraft erfüllt, war der kleine Sebastian immer unterwegs. Jetzt verwirklichte sich vieles, was Henny einst in Hellmut von Rostiz' ‚Auftrag' herbeigezwungen hatte. Sie bekam einen Schmuck, einen Ring, und Balduin Reuß erhielt sie unter warmen Segenswünschen sofort bezahlt. Die Mutter bestellte ihr im Namen des in solchen Dingen unerfahrenen Bräutigams ein schönes Kleid, einen kostbaren Mantel bei Rosenthal und Zielenziger. Jetzt erkundigte sich der vorsichtige Geschäftsmann nicht nach Hennys Verlobtem. Von dem stattlichen Erbe, das Sebastian Willich besaß, wußte man, so einfach er auch immer von den Zinsen gelebt hatte. Nun griff er offenbar das Kapital an — in einem gefährlichen Rausch handelte er, und man konnte sich nicht vorstellen, wie er in diesem Stil mit seiner Frau leben wollte. Aber was ging einen das schließlich an? Man kam zu seinem Gelde.

Henny nahm alles, was Sebastian ihr brachte, mit stiller Miene hin. Sie sagte nur ‚Danke', und ihr Lächeln, das sogleich wieder schwand, konnte ein scheues oder erzwungenes sein. Es bedrückte ihn nicht, denn er wollte ja die Hauptsache, die große Tatsache ihres Findens, über jede Äußerlichkeit stellen. Nur als er ihr verschiedene Städte für den künftigen Wohnsitz vorschlug und umständlich ihre Vorzüge auseinandersetzte, überraschte ihn Henny mit der Bitte: „Nein, Sebastian! . . . Ich hab' mir's überlegt! . . . Wir wollen doch lieber in Olste bleiben! . . ."

„Aber Henny! In Olste? Die neue Umgebung war es doch gerade, was . . ."

„Ja, ja . . . die neue Umgebung . . . Eigentlich ist es doch ganz egal. Ich meine, man ändert sich doch nicht dadurch. Wenn die Leute hier wirklich vergessen

wollen — dann können sie's auch in meiner Gegenwart tun . . ."

„Ich bewundere deinen Mut. Aber es erscheint mir doch sehr bedenklich —"

„Ach, tu, was du willst, Sebastian — nur bewundere meinen Mut nicht. Er ist wirklich nicht weit her . . . Sieh mal, ich möcht' es nur für dich. Hör endlich auf mit den ‚Opfern' — es wird sonst zuviel. Es lohnt sich ja nicht. Du hast dein schönes, altes Haus — wo du geboren bist — verkauf es nicht. Manchmal ist das Glück eines Menschen mit solchen Sachen verbunden. Ich möchte doch auch dein Glück. Außerdem wohnen meine Eltern in Olste. Und dann können wir viel Geld sparen. Wir wollen ruhig in dein Haus ziehen — da achtet auch kein Mensch auf uns. Und stören werd' ich dich gewiß nicht. Du sollst es wie früher haben."

Sebastian sah sie lange an. Halb bedrückt, halb erfreut war seine Miene. Er spürte den neuen, tieferen Wert ihrer Worte wohl — sie tat zum erstenmal etwas aus Liebe, sie erfüllte seinen heimlichsten Wunsch — aber ihr Wesen beunruhigte ihn.

Nach langem Überlegen willigte er ein. Sie habe ja sein Elternhaus immer so gern gehabt, und sie finde dort manche Aufgabe.

„Ja, Sebastian — eben — ich will dir kochen und waschen und nähen und reinemachen . . ." Eintönig klang ihre Antwort. Sie sah an ihm vorbei, ins Leere — aber sie hielt seine Hand fest. — —

Als sie eines Nachmittags durch die Kaiserstraße gingen, blieb er vor der Konditorei Dröge stehen.

„Was denn? Wohin denn? Was willst du?" In einer Verwirrung, die ihm unbegreiflich war, sah sie ihn an.

„Wir wollten doch zu Dröge?"

„Ach, da sitzen sie wieder! Da lauern sie! Wie die Spinne auf die Fliege! Das ist eine üble Atmosphäre!“ ... Sie besann sich. „Aber wenn du willst ...“

Sie gingen hinein. Den letzten freien Tisch bekamen sie in der immer voll besetzten Konditorei. Natürlich saß Johanna Degenhardt mit ihrem ‚Stab‘ ihnen gegenüber. Die Damen wußten nicht, wie sie sich zu verhalten hatten. Mit dummer Verlegenheit sahen sie anfangs fort. Dann, als Herr Rosenthal vorüberkam und das Brautpaar höflich grüßte, ließen auch sie es zu einem Gruß kommen. Kühl und nach Millimetern abgemessen — so nickten sie.

„Mir genügt es,“ flüsterte Sebastian mit plötzlich aufkeimendem Humor. „Nicht wahr, Henny? Dir auch?“

Einen Augenblick lachte sie. Dann wurde ihr Antlitz wieder starr und müde. Gebückt, wie unter unsichtbaren Schlägen, saß sie da — dabei achtete kein Mensch auf sie. In Olste war die Parole Edelmut ausgegeben worden. Vergessen hieß sie und verzeihen. So fing man sachte damit an und leistete es am besten durch vornehme Gleichgültigkeit. Nicht nur bei Dröge, auch im Delikatessengeschäft von Schimz, wo Henny später Einkäufe machte, und abends im Symphoniekonzert des Bürgersaals. Dort zeigte Sebastian Willich sich zum erstenmal mit seiner Braut. Führende Männer wie Pastor Degenhardt und Doktor Johannes Francke billigten diese Verlobung — da lohnte weder Neugier, noch Spott. Man tuschelte ein bißchen, man zuckte die Achseln oder machte ein braves Mitleidsgesicht. Eine freundliche Anrede wagte niemand. Sebastian war froh darüber — Henny aber maskierte ihre zornige Angst. Sie lief zwischen Spießruten, während der kleine Musiker sich mit seiner Liebe bei Beethoven geborgen glaubte. —

Am nächsten Nachmittag wollte Sebastian seine Braut wieder abholen. Henny lag noch im Bett. Um vier Uhr nachmittags. — „Sie wollte heute gar nich aufstehen," sagte die Mutter bekümmert. „Und gegessen hat sie auch noch nichts. Dabei gab es heute mittag Pökelfleisch mit dicke Bohnen. 'n komisches Mädchen." — Sebastian ging zu ihr hinauf. Ohne Scheu trat er an ihr Bett und setzte sich zu ihr. Mit mattem Lächeln gab sie ihm die Hand. Wie grau war ihr Gesicht — die Züge waren weniger unschön, wie ihm schien, seelische Steigerung gab ihnen nervöse Anmut, doch der ganze Mensch war müde und gealtert. — „Nun, Henny? Was machst du? Komm, zieh dich an — ich warte unten auf dich, und dann gehen wir fort. Erst in ein stilles Lokal, in den Winzerkeller vielleicht, bei den Anlagen — du hast ja noch gar nichts gegessen, hör' ich. Oder willst du hier erst essen?"

„Nein, Sebastian. Bleib. Ich will auch bleiben."

„Warum denn?"

Sie lächelte ein wenig. „Ja, findest du denn nicht — findest du denn nicht, daß das Leben schrecklich anstrengend ist? Und wozu eigentlich?"

Er sah sie beklommen an. Er ahnte ein schweres Symptom. „Nicht doch . . . das wozu soll uns nicht fehlen . . . Uns beiden, Henny . . . Du wirst dich schon erholen . . . Wenn du erst ganz bei mir bist . . . Darauf freust du dich doch?"

Sie nickte, dann irrte ihr Blick wieder ab. Er wartete eine Weile.

„Steh auf — ich bitte dich. Du mußt ins Freie. Du mußt etwas zu dir nehmen, frische Luft schöpfen. Ich weiß, wie man in Ketten liegt in solchem geschlossenen Raum."

„Das ist schön gesagt . . . Ja, du weißt alles . . .

Und was du willst, das tu ich. Geh nur, Sebastian — ich komme."

Nach einer halben Stunde war sie bei ihm. Heute wurde es ihr leichter, sich mit ihm auf der Straße zu zeigen. In Sebastians gütig lächelnden Augen stand die Frage: ‚Siehst du?' Dann spürte sie plötzlich, daß sie vom Hunger gequält war. Nun war sie gern dabei, den Winzerkeller aufzusuchen. Dort war man sicher ungestört. Sie hielt sich fest an Sebastian. Die Bemerkungen zweier Gassenjungen prallten heute an ihr ab. Die gingen absichtlich hinter ihr. Der eine Schmutzfink sagte zum andern: „Du, det sinn Brütjam un Braut!" — Darauf der andre: „Ja, un se sieht ut wie mine Jroßmutter selig!" — „Na, er is man ooch bloß nuttig!" — Henny biß sich in die Lippen — zu ihrer Beruhigung sah sie, daß Sebastian nichts gehört hatte.

Als sie die Kaiserstraße überquerten, steuerte plötzlich ein Paar auf sie zu, dem Henny nicht mehr ausweichen konnte: Egon Moosleben, der Redakteur des ‚Olsterer Boten' — die Dame an seiner Seite Fräulein Magda Tiedge, die ehemalige Naive des Stadttheaters. Sie war nun wieder im Lande und suchte unter Mooslebens Protektion erneute Anstellung, vielleicht auch rechnete sie noch immer auf Heinrich Theodor Lockes Einfluß in Olste. Der Journalist flüsterte der Schauspielerin kurz vor der Begegnung etwas zu — da lachte Magda Tiedge. Man grüßte sich nicht — instinktiv nahm man Stellung. Als aber Egon Moosleben eben vorüber war, hörte Henny ihn zu der Schauspielerin sagen: „Also d a s ist Herr von Nostiz! Also so sieht Herr Hellmut von Nostiz aus!" Ein hämisches Lachen noch, ein helles Gekicher — dann waren die beiden fort.

„Hätte man nicht doch grüßen sollen?“ fragte Sebastian nach einer Weile. „Freilich bin ich der Ältere und gehe mit meiner Braut. Es liegt ja eigentlich gar keine Veranlassung vor — trotzdem muß ich solchen Menschen prinzipiell meine Abneigung zeigen. Kennst du Moosleben?“

„Nein,“ erwiderte Henny tonlos. —

Im Winzerkeller saßen sie sich still gegenüber. Henny aß und trank, als ob sie ihm damit gehorchen wollte. Ihr Mut war verflogen. Sie wurde immer mechanischer. In banger Sorge beobachtete sie Sebastian. — „Kind,“ sagte er plötzlich bittend. „Der Mensch hat etwas gesagt, als er hinter uns war. Ich hörte es wohl und konnte es leider nicht verstehen, sonst hätte ich ihn sofort zur Rede gestellt. Du mußt nicht etwa denken, daß ich mich vor Herrn Moosleben fürchte.“

Jetzt sah Henny ihn mit müde verschleierten Augen an — sie lächelte — dann starrte sie wieder in ihren dunklen Wein.

„Hat er etwas so Niederträchtiges gesagt?“ fragte Sebastian nach einer Weile — seine zarten Hände ballten sich.

Sie schüttelte den Kopf und schwieg. Lange saßen sie nun noch, ohne zu sprechen und in dumpfes Sinnen verloren. Die Tür zum ‚Extrazimmer‘ des Winzerkellers öffnete sich; aus dem rauchigen Alkoholdunst nebenan schwankte ein alter Mann, um den Abort aufzusuchen. Er kam an Sebastian und Henny vorbei — als er sie streifte, erkannten sie ihn.

„Vater,“ flüsterte Henny.

Sebastian fuhr zusammen. Sein Schwiegervater zu dieser Zeit im Winzerkeller? Er hatte ihn jetzt in seinem Büro geglaubt. In welchem Zustand dazu — so früh schon bezecht, auf unsicheren Füßen, gedunsen,

vernachlässigt, ein Säuferbild ... Sebastian wurde es übel — er konnte sich vor dieser Überraschung nicht fassen.

Fritz Kregenow hielt sich an Hennys Schulter fest: „Ja, ja, Kinnerkens! ... Ich bin manchmal hier! ... Muß hier Geschäftsfreunde sprechen! ... Wichtige Sachen! ... K—kirchenbau! ... Aber wie kommt denn i h r hierher? Na, laßt's euch gut schmecken! ... Was trinkt ihr denn? Dreizehner? Elfer is besser! ... Meine Verantwortung, Schwiegersohn — Elfer is besser ...!"

Er nickte mit stumpfem Lachen und schleppte sich fort.

Henny sah Sebastian unter einem lähmenden Eindruck. Sie stand auf. „Wollen wir gehen? Oder willst du ein zweites Renkontre abwarten?"

„Wir wollen lieber gehen," flüsterte Sebastian. Er bezahlte rasch, und sie kamen hinaus, bevor der Vater wieder erschien. — „Das war verfehlt," sagte Sebastian draußen. „Nun, du hast wenigstens etwas zu dir genommen. Aber dein Vater sollte doch gewarnt werden. Der Mann sieht ja entsetzlich aus."

Henny lächelte. „Warnung lohnt sich."

Er schien noch nie das dunkle Erbe ihres Lebens so gespürt zu haben. Schweigend begleitete er sie nach Hause. Als Henny ihm zum Abschied die Hand gab, sagte sie plötzlich: „Ich schäme mich so, Sebastian."

„Aber Liebste! Ich bitte dich! Wegen deines Vaters?!"

„Ich weiß nicht, warum. Jedenfalls schäm' ich mich. Sag nichts darüber, bitte! Vielleicht ist das Gefühl — was Gutes. Auf Wiedersehen!"

„Morgen?"

„Ja, morgen!"

Sie war schon fort. — — —

Oben, in ihrem Zimmer, ging sie leise und rastlos umher. Stumm zogen die Stunden an ihr vorbei. Man störte sie nicht — man war es allmählich gewöhnt, ihre Entschlüsse abzuwarten.

Dann setzte sie sich. Wie unter einem gebieterischen Zwange setzte sie sich an den Schreibtisch. Jetzt konnte sie ihm schreiben. Diesmal zerriß sie die erste Niederschrift nicht.

‚Mein geliebter Mensch! Nicht meine Liebe, nicht mein Bräutigam, nicht mein Traum! Aber mehr — mein M e n s ch — — — das Höhere über mir, das Wahre außer mir, das Wesen, an das ich glaube! So — das wäre die Anrede. Nun mit dürren Worten weiter im Text: Sebastian Willich — ich rufe Dich an. Höre mich. Ich sage Dir, kehre um, solange es Zeit ist, denn du bist in eine riesengroße Patsche geraten. Wenn du blind dafür bist — ich sehe sie, ich will Dich herauslotsen. Du mein armer, geliebter Mensch. Glaube doch ja nicht, daß es mit mir geht — aber sicher, ganz sicher wird es noch ohne mich gehen. Deine Zukunft, Dein Glück als Mann und Künstler nämlich. Du hast gezeigt, wozu Du fähig bist — damit basta. Ich bin aber nicht Dein Schicksal. Ich muß Dir zeigen, daß ich Dein Opfer nicht annehme, daß ich auf etwas verzichte, was nur Opfer ist. Ja, das muß ich, Sebastian — das bin ich auch mir schuldig — jetzt steht es klar vor mir. Du bist ein Held — und ich träumte von einem Helden, der anders war als Du. Du bist das Leben — und ich hab' mich verschwendet für ein Leben, das nicht existiert. Dennoch — zu Dir hin kann ich nicht mehr. Wenn ich mich dazu zwänge, würde ich Dich langsam von dem wegholen, was Du bist. Ich könnte nicht anders, denn ich bin nicht Holz von Deinem Holz.

Denke an meinen Vater. Denke an meine Taten, Herkules. Die Macht des Guten? Ja! Aber das Böse ist auch sehr mächtig. Es würde wiederkommen, denn Du bist alles, nur nicht der Mann, der mich dauernd zum Guten zwingt. Du bist, wofür ich leben sollte, aber nicht, wofür ich lebe. Oh, ich bin ein Weib aus dem Vollen — vergiß das nicht! Ich könnte den Helden haben, den Gewaltigen, wenn ich wollte. Nun weiß ich ja — ich darf es nicht wollen ... Das hast Du mir beigebracht. Schönen Dank dafür. Ich bin ruhig und ziehe das Fazit. Leben und tot sein zugleich — das ist unmöglich. Also, Fazit: Tot sein — und dadurch erst leben. In Dir gewiß. Du mußt die Henny Kregenow aus der andern Dimension heiraten. Die Gereinigte, die schon aus der Hölle kommt. Das ist gut für Dich und Deine Musik — glaube mir — sonst nichts. Ach, ich verstehe Dich, Mensch — ich verstehe Dich so gut. Ich erspare Dir viel. Du brauchst mich nicht zu schützen vor mir. Das tue ich besser selbst. Leb' wohl und behalte die Henny lieb, die wiederkommen wird. Mich ruft es und zieht es — aber nicht zu Dir. Wenn ich dort bin, wo du nicht bist, komme ich wieder. Leb' wohl.'

Diesen Brief erhielt Sebastian Willich am nächsten Morgen — eben kam er, von einem neuen, symphonischen Thema beglückt, in sein Arbeitszimmer. Er mußte Hennys Worte zweimal, dreimal lesen. Dann packte ihn jagendes Entsetzen. Wie er war, lief er hinaus und zu den Kregenows. Er traf ein behaglich schlafendes Haus. Er mußte sechsmal klingeln. Als dann die Mutter endlich kam, wußte sie nichts von Henny. Sie war nicht aus der Überzeugung zu bringen, daß Henny oben in ihrem Zimmer schliefe — ihre Schuhe ständen ja vor der Tür. Sebastian ließ die

Zerfahrene stehen und eilte hinauf. Er pochte leise, dann lauter — schließlich drückte er die Klinke — sie gab nach. Die Tür war offen, das Zimmer leer. Henny hatte nachts das Haus verlassen. Nun alarmierte Sebastian, was noch helfen konnte. Vater und Mutter versagten, aber Lottchen lief mit, und Paula wurde telephonisch gerufen.

Wirr, mit zugeschnürter Brust, ging Sebastian neben Lottchen her — er hatte nie mit ihr reden können — jetzt fühlte er sie doch als Hennys Schwester. Der Backfisch wurde von Furcht gequält. Nie war ihr das große Grauen begegnet. Aber sie wagte einen scheuen Trost: „Haben Sie keine Angst, Herr Willich! . . . Wirklich! . . . Ich kenne Henny! . . . So was tut sie nicht . . .!"

„Weswegen nicht?" fragte er mit verzerrtem Gesicht. „Glauben Sie, daß ihr der Mut dazu fehlt?"

„Ja, das glaub' ich!"

„Dann kennen Sie sie nicht!"

„Wie wird sie Ihnen das auch antun? Das wäre doch abscheulich, Herr Willich!"

Sebastian antwortete nicht mehr. Jetzt wurden sie von Paula eingeholt. Zu dreien kamen sie zur Polizei. Da empfing man sie schon mit einer Nachricht. Eben hatten Fabrikarbeiter am oberen Flußufer eine Tote gelandet. Am Telephon wurde der Leichnam nochmals beschrieben. Kein Irrtum war möglich.

Sebastian sank auf einen Stuhl. Verstummt, mit stieren Augen blickte er vor sich hin. Er hörte Paula und Lottchen weinen. Die Schwestern umarmten sich. Sie weinten um Henny. Wie seltsam das war. Er konnte nicht weinen. Er wartete nur auf die Wiederkehr, die ihm verheißen worden. Jetzt war sein Herz aus kaltem Stein.

Man führte ihn fort. Man hob ihn in einen Wagen. Weit hinaus ging die trottende Fahrt. Dann war man endlich in Qualsdorf. Ja, so hieß der Ort, wo Henny gelandet war. Im Hause des Qualsdorfer Pfarrers lag sie. Bei einem Katholiken sah sie Sebastian, starr und weiß, geheimnisvoll. Sie lächelte und erkannte ihn nicht mehr. Sie war weit fort, in einer farbigen, erfüllenden Welt. Wie arm stand das Leben vor ihrer Phantasie ...

Sebastian wurde mit ihr allein gelassen. Nach Stunden kam er gebückt wieder zum Vorschein. Man fragte ihn, ob man die Tote nun in den Sarg legen dürfe, und er nickte. Dann sah er an allen Lebendigen vorbei und trat ins Freie. Wie von einem Schwert getroffen, stand er unter der Morgensonne. Was waren da für schwarze Schatten vor ihm? Erlöste, von ihrem Kinde Erlöste — Eltern! Aber er wollte ihnen nicht Unrecht tun — sie waren sehr traurig, sie standen wie schwer Beraubte da.

„Daß es so kommen mußte," weinte die Mutter.

Sebastian nickte und spreizte unbewußt seine bebenden Finger. Er schwieg. Er konnte nichts sagen.

„Lieber Freund," stöhnte der Vater, „Sie haben ihr Bestes gewollt. Sie waren doch noch ein Glücksschimmer für das arme Geschöpf ... Lassen Sie sich das ein Trost sein ...."

Sebastian löste seine Hand aus der Vaterhand. „Darf ich jetzt gehen?"

„Lassen Sie sich das ein Trost sein!"

Laut weinte die Mutter los: „Sie konnte wohl nicht leben!?"

Paula und Lottchen hielten sie. Das Herz sollte ihr nicht brechen. Auch der Vater wandte sich ihr tröstend zu. So stand die Familie beisammen, und Se-

bastian Willich blieb für sich. Er wirkte schon abgetan in seiner kleinen Dürftigkeit, er war schon seines Amtes enthoben. So sprach er denn mehr zu sich selbst als zu den andern, mit suchendem Blick: „Sie konnte nicht leben ... Nein ... Aber sie war schön ... Denkt euch — sie war schön ... Das habe ich jetzt erst gesehen .. Sie war schöner, als alle ... Und sie wird wiederkommen — erlöst — damit sie mich erlöse — nicht ich sie ... das war es ... das hatte ich nur nicht verstanden ..."

Er bewegte noch die Lippen, er sprach, was die andern nicht hörten — da wurde der Sarg aus dem Hause getragen. Der Qualsdorfer Pfarrer zeigte sich hinter ihm. Sebastian Willich aber sah über alles fort, auf den reißenden Fluß, der Henny Ruhe gegeben, auf den hohen, herbstlichen Wald am Jenseitsufer und in den Himmel der Läuterung.

In Engelhorns Romanbibliothek ist ferner erschienen
von

Georg Hirschfeld

Angst und Emma (XXVII. 19)

Die geborgte Sonne (XXXII. 13/14)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Zweiunddreißigster Jahrgang

1/2. **Flint und Genossen.**
Von Wilhelm Poeck.

3. **Ich hatt' einen Kameraden.**
Von Gustav Schröer.

4. **Unter russischem Joch.**
Von Hilma Pylkkänen.
Aus dem Finnischen.

5/6. **Die herbe Gräfin.**
Von Hanns von Zobeltitz.

7. **Lachen unter Tränen.** Von Edna Ferber.
Aus dem Amerikanischen.

8. **Die Hölle.** Von Nanny Lambrecht.

9/10. **Mutter und Sohn.** Von Wilma Lindhé.
Aus dem Schwedischen.

11. **Zugvögel.** Von Clara Lötschert.

12. **Zwischen den Zeilen.**
Von Paul Oskar Höcker.

13/14. **Die geborgte Sonne.**
Von Georg Hirschfeld.

15. **Der Witwenhof.** Von Marie Diers.

16. **Die Marokkaner.**
Von Severin Lieblein.

17/18. **Das Herz im Süden.**
Von Carry Brachvogel.

19. **Böser Blick und andere Geschichten aus dem Lande der Schönheit und der Treulosigkeit.** Von Richard Voß.

20. **Ein Adoptivkind.**
Von Katharina Zitelmann.

21/22. **Jimmy, der Eindringling.**
Von P. G. Wodehouse.

23. **Friedenskämpfe.** Von Helene Raff.

24. **Vorschnell geschieden.**
Von Ingeborg Vollquartz.

25/26. **Der Fabrikant.** Von Robert Wehrlin.

Dreiunddreißigster Jahrgang

1/2. **Die Hollaprinzeß.**
Von Nanny Lambrecht.

3. **Mein Vetter Josua.**
Von Richard Skowronnek.

4. **Meretes Heirat.**
Von Maud Wilmut.

5/6. **Die lachende Maske.**
Von Paul Oskar Höcker.

7. **Im Zeichen des Doppelgestirns.**
Von Hermine Villinger.

8. **Die blaue Lore.**
Von Hanns von Zobeltitz.

9/10. **Über den Tälern.** Von Adelheid Weber.

11. **Die unsichtbare Hand.**
Von M. Mc Donnell Bodkin.

12. **Blaubart.** Von Marianne Mewis.

13/14. **Im Kampf um die Heimat.**
Von Wilhelm Poeck.

15. **Schwertzauber.** Von Carry Brachvogel.

16. **Die Katakomben von Ombos.**
Von Ernst Schertel.

Dieser äußerst spannende Roman behandelt die Geschichte eines Mädchenraubes im heutigen Ägypten. Das mystische Grauen versunkener heidnischer Kulte verbindet sich mit dem Reiz kriminalistischen Scharfsinns, während die Liebe, die um das Ganze ihr Rankenwerk webt, auch die düstern und fremdartigen Bilder mit einem warmen menschlichen Glühen durchtränkt.

17/18. **Fortunat.** Von Helene Raff.

Fortunat, die ursprüngliche Künstlernatur, zieht alle Menschen, die in ihren Bannkreis treten, magisch an. Aber ohne sein Wollen verletzt der Unbekümmerte am schwersten, die ihn am heißesten lieben. Der Leser verwächst mit den Gestalten des Romans, dessen Handlung spannend und wechselvoll ist.

19. **Das wundersame Abenteuer des Herrn Galahad Jones.** Von A. H. Adams.

In höchst erquicksamer Weise mischen sich Komik und Tragik, Prosa und Poesie in dieser köstlichen Erzählung, die ebensowenig mit dem Maßstab wirklichen Geschehens nachgemessen werden will, wie die Fahrten des tollen Junkers von der Mancha.

20. **An der Wetterseite.** Von Marie Diers.

Else, die wilde Bauerndirn, nimmt sich vom Leben einfach, was es ihr nicht freiwillig geben will. Nur tiefschauenden Dichteraugen enthüllt sich die Seele dieses trotzigen Moorbauernvolks so, wie Marie Diers uns hier miterleben läßt.

21/22. **Meerkatz.** Von Fedor v. Zobeltitz.

In dieser hochoriginellen Geschichte zeigt Fedor v. Zobeltitz sich wieder als glänzender Erzähler. Was ihm sonst nachgerühmt wird: seine Welt- und Menschenkenntnis, seine Beherrschung des gesellschaftlichen Lebens, sein unbefangenes Urteil seine treffliche Beobachtungsgabe, seine darstellerische Kunst — alles das vereinigt sich in glücklicher Weise gerade in dieser Erzählung, die auch seinen reizenden Humor in köstlichster Frische zur Geltung bringt.

23. **Gunvor.** Von Elisabeth Kuylenstierna-Wenster.

Auch mit diesem Roman hat die Verfasserin wieder mitten ins Menschenleben hineingegriffen. Wie Gunvor, die Tochter einer verarmten Adelsfamilie, und Alf, der reich und angesehen gewordene Ingenieur, mit sich selbst, mit ihrem Schicksal und ihrer Liebe kämpfen, verfolgen wir mit gespannter, wachsender Teilnahme.

24. **Miß Maud Millers Romfahrt.**
Von Richard Voß.

In köstlich satirischer Weise erzählt der Dichter, wie Miß Maud Miller aus Chicago sich mit ihren fünf italienischen Freiern auseinandersetzt. Auch diesem Roman fehlt es nicht an Glut und südlicher Farbenpracht.

25/26. **Herbstspuk.** Von Carry Brachvogel.

Ein Theater- oder vielmehr ein Intendantenroman, der Roman des Mannes, in dessen Bereich soviel Macht und Versuchung liegen, daß er fast ein Heiliger sein müßte, um die eine nicht zu mißbrauchen und die andre zu bestehen. Dies bildet den Inhalt des spannend und mit leiser Ironie geschriebenen Buches.

Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags.

...ng

1,2. **Die Prinzessin**
Von Hanns

Im „Goldenen ... die Prinzessin aus ... in der alten Ri... sprudelndes, herzerfrischendes Menschenkind, reibt sich aber an europäischen Verhältnissen schließlich wund und findet erst in Afrika wieder Genesung. Hanns von Zobeltitz führt auch hier mit sicherer Hand und plaudert mit nie versagender Unterhaltungsgabe. Wir sind gewiß, mit diesem liebenswürdigen Werk des nun leider Verstorbenen unsern Lesern eine besondere Freude zu machen.

3. **Die gestohlene Fregatte.**
Von Wilhelm Poeck.

Wie Exzellenz Fernando Cortez, der Kriegs- und Marineminister von Paranigra, nach Hamburg kommt, um den Grundstein einer Kriegsflotte zu kaufen, wie er sich mit dem ehrlichen Makler Sally Elbwasser auf die Fahrt begibt und eine historische dänische Fregatte entführt, die ihm schließlich wieder abgenommen wird — das ist mit echt Poeckscher Lebendigkeit erzählt, die keinen toten Punkt der Handlung kennt und die auftretenden Personen von allen Seiten mit dem Scheinwerfer gutmütigen Verstehens, beißenden Spottes und fröhlichen Witzes beleuchtet.

4. **Der Zinsgroschen.**
Von Wilma Lindhé.

Von Frauenliebe, die nicht aufhören und nicht untergehen kann, die, wenn sie auch nur von Brosamen gespeist wird, immer kräftig und lebendig bleibt, berichtet dieser fesselnde Roman der vortrefflichen schwedischen Schriftstellerin.

5/6. **Die überflüssigen Töchter.**
Von Marie Diers.

In ihrer herben, klugen Art erzählt Marie Diers das Werden von drei durch widrige Verhältnisse aus dem Vaterhaus gestoßenen Rotköpfchen, denen es kraus und bunt genug geht, bis jedes sich seinen, wenn auch nicht immer windgeschützten Platz erobert hat.

7. **Das verlorene Volk.**
Von Richard Voß.

An frühere Tage seines Lebens erinnern diese Erzählungen von Richard Voß. Von glühendem Haß und schwarzem Aberglauben, aber auch von großer Liebe, von der Pracht Italiens und dem elenden Leben des italienischen Volkes erzählt der Dichter, dessen ganzes Herz einst an diesem Land hing.

8. **Der preisgekrönte Adrian.**
Von Hermann Wagner.

Mit viel Behagen wird erzählt, wie Herr Benedikt Zwicknapp, der König von Käsau, der mächtige reiche Mann, sich eine Newyorker Taschendiebin zur Gattin erobert, wie sie ihn bändigt und demütig macht. Mit Schmunzeln genießt man, daß der Herr von Käsau vom selben Schlag ist wie sein Bruder, der preisgekrönte Geldschrankknacker, den er einst um sein Erbteil betrogen hat. Die ganze ehrsame Stadt nimmt an diesen Ereignissen teil, und der Leser kommt aus dem Lachen nicht heraus.

9,10. **Die im Osten. Von Marta Radetzky.**

Die spannende Handlung dieses Romans der baltischen Verfasserin beruht vielfach auf wahren Begebenheiten und bringt eine packende realistische Schilderung der russischen Gesellschaft unter den ... der nahenden Revolution. D... ...nde Liebesgeschichte der „Hei... ...wird jedes Herz ergreifen.

...Hütte.
Von Severin Lieblein.

Mit köstlichem, feinem Humor, getragen ... genauer Kenntnis von Land und Leuten, w... hier der bekannte Verfasser den Leser in ... Denkungsart, die Sagen, Sitten und Gebrä... der Einwohner von Marokko ein, und wenn ... Schellenkappe seines lustigen Spottes erkling... sind es stets allgemein menschliche Schwächen, ... er geißelt, für die er aber auch meist ein ... ständiges und verzeihendes Lächeln hat.

12. **Heiße Zeit - Reifezeit.**
Von Marianne Mewis.

Fesselnde Schilderungen Brüssels zur Zeit ... deutschen Besetzung, in seinen Höhen und ... Tiefen, verleihen dieser spannenden Geschichte ... blutjungen Mädchens, das allmählich durch ... und Not zum urteilsfähigen Weib heran... Farbe und zugleich zeitgeschichtlichen Wert. ... vollwertige Probe der feinen Erzählerkunst ... beliebten Verfasserin.

13/14. **Mütter und Söhne.**
Von Robert Wehrlin.

Der Roman behandelt die brennende Frage ... unverheirateten Mutter. Das junge, unerfah... Gritli fällt in schwere Schuld, die sie stolz ... büßt und trägt, bis sie an ihr zu einer st... und großen Seele heranreift. So kann sie i... Sohn Mutter und Vater zugleich sein und f... darin ihr Glück. Herbe, reine Bergluft weht ... aus diesem hervorragenden Roman des schw... Dichters entgegen.

15. **Die Sakramentshex.**
Von Marie Kerschensteiner.

Mit dieser poesieerfüllten Erzählung, deren S... Spannungsreiz nicht sowohl in den äußeren ... schehnissen, als in der Entwicklung der fein ... fundenen seelischen Vorgänge begründet ... führen wir ein höchst vielversprechendes T... in unsere Sammlung ein.

16. **Das Geheimnis des Stillen Ozea...**
Von Erik Hansen.

Eine mit hinreißender Phantasie geschriebene ... teuergeschichte von größtem Spannungsrei... die heute weniger als je ruhende Frage ... Amerika zum Hintergrund hat und intere... Einblicke in die Geheimdiplomatie des Osten...

17/18. **Der rollende Stein.**
Von B. M. Croker.

Die Vorzüge der allbeliebten Verfasserin, ... denen eine äußerst spannende Handlung ... steht, erstrahlen in hellstem Licht in diese... schichte eines nichtsnutzigen jungen Erben ... zur Erweisung seiner Tüchtigkeit zwei Jahr... seinen Lebensunterhalt selbst verdienen mu... sich als Chauffeur das begehrteste Mädche... Gegend zu erobern weiß.

19. **Die Phantasiebraut.**
Von Georg Hirschfeld.

Der Roman einer Häßlichen, die sich für d... gunst der Natur rächen und den ihr ve... Wirklichkeit versagten Bräutigam sich m... Phantasie schaffen will. Nur einem Dichte... Range Hirschfelds kann es gelingen, un... dieser komischen Wirrnis zu klarer Trag... liebendem Verstehen herauszuführen.

Nr. 877. Stuttgart, Silberburgstraße 189, den 26. Juli 1919. — J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

…ng

1,2. **Die Prinzessin …**
Von Hanns …
Im „Goldenen … die Prinzessin aus … in der alten Ri… sprudelndes, herzerfrischendes Menschenkind, reibt sich aber an europäischen Verhältnissen schließlich wund und findet erst in Afrika wieder Genesung. Hanns von Zobeltitz führt auch hier mit sicherer Hand und plaudert mit nie versagender Unterhaltungsgabe. Wir sind gewiß, mit diesem liebenswürdigen Werk des nun leider Verstorbenen unsern Lesern eine besondere Freude zu machen.

3. **Die gestohlene Fregatte.**
Von Wilhelm Poeck.
Wie Exzellenz Fernando Cortez, der Kriegs- und Marineminister von Paranigra, nach Hamburg kommt, um den Grundstein einer Kriegsflotte zu kaufen, wie er sich mit dem ehrlichen Makler Sally Elbwasser auf die Fahrt begibt und eine historische dänische Fregatte entführt, die ihm schließlich wieder abgenommen wird — das ist mit echt Poeckscher Lebendigkeit erzählt, die keinen toten Punkt der Handlung kennt und die auftretenden Personen von allen Seiten mit dem Scheinwerfer gutmütigen Verstehens, beißenden Spottes und fröhlichen Witzes beleuchtet.

4. **Der Zinsgroschen.**
Von Wilma Lindhé.
Von Frauenliebe, die nicht aufhören und nicht untergehen kann, die, wenn sie auch nur von Brosamen gespeist wird, immer kräftig und lebendig bleibt, berichtet dieser fesselnde Roman der vortrefflichen schwedischen Schriftstellerin.

5,6. **Die überflüssigen Töchter.**
Von Marie Diers.
In ihrer herben, klugen Art erzählt Marie Diers das Werden von drei durch widrige Verhältnisse aus dem Vaterhaus gestoßenen Notköpfchen, denen es kraus und bunt genug geht, bis jedes sich seinen, wenn auch nicht immer windgeschützten Platz erobert hat.

7. **Das verlorene Volk.**
Von Richard Voß.
An frühere Tage seines Lebens erinnern diese Erzählungen von Richard Voß. Von glühendem Haß und schwarzem Aberglauben, aber auch von großer Liebe, von der Pracht Italiens und dem elenden Leben des italienischen Volkes erzählt der Dichter, dessen ganzes Herz einst an diesem Land hing.

8. **Der preisgekrönte Adrian.**
Von Hermann Wagner.
Mit viel Behagen wird erzählt, wie Herr Benedikt Zwicknapp, der König von Käsau, der mächtige reiche Mann, sich eine Newyorker Taschendiebin zur Gattin erobert, wie sie ihn bändigt und demütig macht. Mit Schmunzeln genießt man, daß der Herr von Käsau vom selben Schlag ist wie sein Bruder, der preisgekrönte Geldschrankknacker, den er einst um sein Erbteil betrogen hat. Die ganze ehrsame Stadt nimmt an diesen Ereignissen teil, und der Leser kommt aus dem Lachen nicht heraus.

9,10. **Die im Osten.** **Von Marta Radetzky.**
Die spannende Handlung dieses Romans der baltischen Verfasserin beruht vielfach auf wahren Begebenheiten und bringt eine packende realistische Schilderung der russischen Gesellschaft unter den … der nahenden Revolution. D… …nde Liebesgeschichte der „Hei… … wird jedes Herz ergreifen.

… **Hütte.**
… Severin Lieblein.
Mit köstlichem, feinem Humor, getragen … genauer Kenntnis von Land und Leuten, w… hier der bekannte Verfasser den Leser in … Denkungsart, die Sagen, Sitten und Gebrä… der Einwohner von Marokko ein, und wenn … Schellenkappe seines lustigen Spottes erkling… sind es stets allgemein menschliche Schwächen, … er geißelt, für die er aber auch meist ein … ständiges und verzeihendes Lächeln hat.

12. **Heiße Zeit - Reifezeit.**
Von Marianne Mewis.
Fesselnde Schilderungen Brüssels zur Zeit … deutschen Besetzung, in seinen Höhen und du… Tiefen, verleihen dieser spannenden Geschichte … blutjungen Mädchens, das allmählich durch … und Not zum urteilsfähigen Weib heran… Farbe und zugleich zeitgeschichtlichen Wert. … vollwertige Probe der feinen Erzählerkunst … beliebten Verfasserin.

13/14. **Mütter und Söhne.**
Von Robert Wehrlin.
Der Roman behandelt die brennende Frage … unverheirateten Mutter. Das junge, unerfah… Gritli fällt in schwere Schuld, die sie stolz a… büßt und trägt, bis sie an ihr zu einer sta… und großen Seele heranreift. So kann sie ih… Sohn Mutter und Vater zugleich sein und fi… darin ihr Glück. Herbe, reine Bergluft weht … aus diesem hervorragenden Roman des schw… Dichters entgegen.

15. **Die Sakramentshex.**
Von Marie Kerschensteiner.
Mit dieser poesieerfüllten Erzählung, deren fi… Spannungsreiz nicht sowohl in den äußeren … schehnissen, als in der Entwicklung der fein e… fundenen seelischen Vorgänge begründet … führen wir ein höchst vielversprechendes Ta… in unsere Sammlung ein.

16. **Das Geheimnis des Stillen Ozea…**
Von Erik Hansen.
Eine mit hinreißender Phantasie geschriebene A… teuergeschichte von größtem Spannungsreiz … die heute weniger als je ruhende Frage Ja… Amerika zum Hintergrund hat und intere… Einblicke in die Geheimdiplomatie des Osten…

17/18. **Der rollende Stein.**
Von B. M. Croker.
Die Vorzüge der allbeliebten Verfasserin, … denen eine äußerst spannende Handlung o… sieht, erstrahlen in hellstem Licht in diese… schichte eines nichtsnutzigen jungen Erben … zur Erweisung seiner Tüchtigkeit zwei Jahr… seinen Lebensunterhalt selbst verdienen mu… sich als Chauffeur das begehrteste Mädche… Gegend zu erobern weiß.

19. **Die Phantasiebraut.**
Von Georg Hirschfeld.
Der Roman einer Häßlichen, die sich für d… gunst der Natur rächen und den ihr v… Wirklichkeit versagten Bräutigam sich m… Phantasie schaffen will. Nur einem Dichte… Range Hirschfelds kann es gelingen, un… dieser komischen Wirrnis zu klarer Trag… liebendem Verstehen herauszuführen.

Nr. 877. Stuttgart, Silberburgstraße 180, den 26. Juli 1919. — J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

